

VII. Das eidgenössische Fest in der Erinnerung

1. Einleitung

Eidgenössische Feste sind «unvergesslich», bleiben «unauslöschlich» in der Erinnerung der Teilnehmerinnen und Teilnehmer. So zumindest ist es in ausnahmslos jedem Festbericht zu lesen.¹ Solche Anhäufungen von Unvergesslichkeit gleichen Beschwörungen, die der Vergesslichkeit entgegenwirken sollen. Jedes Turnfest beispielsweise soll zu guter Letzt «glorreich in die Geschichte des ETV eingehen»²:

«Das Echo von den Berner Tagen wird aus dem eidgenössischen Turnerwald widerrauschen solange einer lebt, der mit dabei war, und die Geschichte des ETV wird für alle Zeiten Kündlerin sein der herrlichen, packenden Bilder von Jugend, Kraft, Männlichkeit, Frohsinn und Freude, von gewaltiger, disziplinierter Kundgebung auf der Berner Allmend in den Tagen vom 18. bis 21. Juli 1947.»³

1 Bsp. Bericht Kampfgericht und Zentralkomitee Eidg. Turnfest La Chaux-de-Fonds 1900: 22; Bericht Kampfgericht und Zentralkomitee Eidg. Turnfest Genf 1925: 3; Bericht OK Eidg. Turnfest Bern 1967: 18; Bericht OK Eidg. Turnfest Zürich 1955: 15. Viele Belege für die «Unvergesslichkeit» finden sich in den im Bericht OK Eidg. Turnfest Winterthur 1984 abgedruckten Reden und Dankesbriefen. Von einem «unvergesslichen Anlass», der in «unvergesslicher, fröhlicher Erinnerung» bleiben wird, ist in dem dort auf S. 140 zu findenden Dankesbrief des Kantonalturnverbandes Zürich die Rede.

2 Bericht TK Eidg. Turnfest Aarau 1972: 9.

3 Bericht Kampfgericht Eidg. Turnfest Bern 1947: 4.

Es sind jedoch weniger diese gängigen Formen der schriftlichen Überlieferung zuhanden der Generalversammlung oder des Lokalblattes, die für den einzelnen Verein und das einzelne Mitglied als Erinnerungsquelle relevant sind. Die Erinnerung ans Fest wird innerhalb des Vereins mündlich tradiert. Was in den Berichten mehr oder weniger pathetisch beschrieben wird, reduziert sich für die Teilnehmerinnen und Teilnehmer auf zwei Worte: «Weisch no?»

Wie Gespräche in verschiedenen Verbänden gezeigt haben, kristallisiert sich die Erinnerung an das Fest, vor allem an das weiter zurückliegende Fest, oft in einem einzigen bestimmten Ereignis. Ein signifikantes Beispiel für diese Kern-Erinnerungen stammt von M. L., einem Mitglied des Schweiz. Arbeitersängerverbandes, der seine Besuche an den einzelnen Schweiz. Arbeitersängerfesten auf jeweils ein Merkmal reduziert:

«Im Jahr 1971 in Bern ... wurden viele moderne Lieder gesungen. Ich erinnere mich an eine deutsche Jazz-Formation, die zusammen mit einem deutschen Chor aufgetreten ist. Moderner Jazz im Kursaal. Luzern 1977 war auch gut, sehr gut sogar. Da hat man immer mehreren Chören gemeinsam einen Platz in der Stadt zur Verfügung gestellt. Da hat man zu singen begonnen und es sind immer mehr Leute stehen geblieben und haben zugehört. Wir haben gemerkt: Da wird man gern gesehen! Das gab es in Bern nicht, das war die Stärke von Luzern. Die Erinnerung an Olten im Jahr 1983 ist einfach. Da hatten wir zwei «sehr gut». Olten war ein Erfolgserlebnis für den Verein. Und jetzt Zürich, da ist das Zuhören zu kurz gekommen. Die Säle waren eng, da kann ich nicht lange bleiben. Ich bin auch älter geworden, das muss man auch sehen, aber diese ganze Hin- und Herreise zwischen dem Volkshaus, wo man gesungen hat, und der Eishalle, wo das Essen eingenommen worden ist und wo die offiziellen Festeile stattgefunden haben, das war einfach zuviel.»⁴

Der über 90jährige Arbeiter H. F., ehemaliger Sänger in einem bürgerlichen Männerchor, erinnert sich an einen Festbesuch in Genf. Der Sängerbund habe damals eine «derart schlechte Falle gemacht», dass er sich noch heute, Jahrzehnte danach, dafür schäme:

«Wir waren gemeinsam zum Eidgenössischen nach Genf gereist. Nach dem Einsingen hatten wir noch genügend Zeit. Aber aus irgendeinem

4 Interview mit M. L. am Schweiz. Arbeitersängerfest 1988 in Zürich.

Grund hat sich jemand geirrt. Plötzlich hiess es aus den Lautsprechern: «Sängerbund K. sofort auf die Bühne!» Von allen Seiten sind wir auf die Bühne gestürzt. Vor lauter Aufregung hat der Dirigent falsch angestimmt. Wir haben völlig falsch gesungen. Das wurde eine Katastrophe, wie ich seither keine mehr erlebt habe. Nach dem Auftritt hat sich der ganze Chor zerstreut und wir sind getrennt nach Hause gefahren. Es hat auch keinen Empfang zu Hause gegeben. Der Fähnrich und ich sind das ganze Fest zusammen geblieben, und er hat immer gesagt: «Gäll Hans, mir bliibet zäme, mir zwee.» Dieser Spruch hat uns noch jahrelang begleitet, den Fähnrich und mich. Immer wenn wir uns sahen, im Dorf, im Restaurant, riefen wir uns zu: «Gäll, mir bliibet zäme, miir zwee!» »

Der ehemalige Handharmonikaspieler C. P. erzählt über eine Festteilnahme in seiner Heimatstadt Winterthur. Er ist heute Festkritiker, verurteilt die stramme Organisation in den Vereinen, die zentralistische Festorganisation und die Instrumentalisierung der einzelnen Musiker und Musikerinnen für einen Festzweck oder ein Festelement. Dementsprechend erinnert er sich an den Festumzug:

«Wir mussten in Reih und Glied einstehen, die Handorgel umschnallen und wie eine militärische Formation durch die Strassen marschieren. Damals ist mir das nicht negativ aufgefallen, aber in der Erinnerung sträuben sich mir die Haare.»

Erinnerungen an Feste sind also zunächst Erinnerungen an spezielle, für das persönliche oder das Vereinsempfinden herausragende Momente. Misserfolge finden genauso ihren Widerhall wie Erfolge, daneben kann auch ein schlechtes Essen oder ein unerwarteter Regenguss zum Signum eines Festes werden. In diesem Kapitel soll versucht werden, die Festereinerinnerungen eines Vereins möglichst detailliert herauszuarbeiten.

Eidgenössische Feste sind regelmässig wiederkehrende Anlässe; Kontinuität und Repetitivität sind gewährleistet durch die bestehenden Verbände, deren Satzungen und Reglemente genaue Vorschriften über Rhythmus, Ablauf und Organisation der Feste enthalten. Für die Festteilnehmerinnen und -teilnehmer bringt diese Konstanz einen gewissen Vertrautheitsgrad mit sich. Anders als bei den Organisatoren basiert ihr Wissen aber auf der eigenen Erfahrung früherer Feste und auf der mündlichen Tradierung durch andere Vereinsmitglieder, nicht auf schriftlich fixierten Berichten. Die Erinnerung ist auch ein wichtiges Element gemeinschaftlicher Erfahrung innerhalb der teilnehmenden Vereine und damit ein wesentlicher Faktor der Kontinuität über allen personellen Wechsel hinweg.

Diese beide Formen der Festüberlieferung und -tradierung – die organisationsorientierte und die teilnehmerorientierte – können in erheblichem Masse differieren. Aus den Unterlagen der Organisatoren erfahren wir kaum etwas über das Festerleben der Partizipanten, die hier ausschliesslich als organisatorisches Problem figurieren. Um herauszufinden, welche Elemente eines Festes für die Teilnehmer wichtig sind, sind wir deshalb auf deren mündliche Berichte angewiesen. Wie das schriftliche Gedächtnis des Organisationsleiters ist auch das mündliche selektiv. Genau diese Selektivität ist jedoch wichtig: An welche Elemente des Festes, an welche Aktivitäten erinnern sich die Teilnehmer, an welche nicht? Wie beurteilen sie diese? Was macht für sie das Fest aus? Was ist typisch für ein Eidgenössisches, was unterscheidet es von anderen Festen? Am Beispiel des Handharmonikaclubs S., der das Eidg. Harmonika- und Akkordeon-Musikfest in Zürich-Schwamendingen 1988 besuchte, gingen wir diesen Fragen nach. Der Verein wurde während der Dauer seines Festbesuches begleitet (inklusive Hinfahrt und Empfang zu Hause), um die Erinnerungen der Festteilnehmer auch mit unseren eigenen Beobachtungen vergleichen zu können. Der ausgewählte Verein erhielt zudem den Auftrag, seinen Festbesuch fotografisch selbst zu dokumentieren. Die so entstandenen Bilder dienten als Erinnerungsstütze und Stimulus bei der Befragung, die sieben Monate nach dem Festbesuch erfolgte.

2. Methodische Probleme

Bei der Untersuchung von Erinnerungen in einem Gebiet, das sich stark auf selektives Wahrnehmen konzentriert, stellt sich ganz speziell die Frage nach Konzept und Methode. Wie untersucht man Erinnerung? Wie bringt man Personen dazu, ausführlich über ihre Erinnerungen zu sprechen, und zwar in einer Weise, die durch die künstliche Situation des Befragens möglichst wenig verfälscht wird? Diese Frage beinhaltet einen zentralen Aspekt sozialwissenschaftlicher und historischer, zumindest zeitgeschichtlicher Forschung, denn ein grosser Teil des Wissens, das uns Personen durch Interviews, Befragungen, etc. vermitteln, basiert auf der Erinnerung, nicht auf dem unmittelbaren Erleben. Gerade bei einem für die soziale Gemeinschaft wichtigen Anlass, wie das ein Fest darstellt, hängt die Bewertung durch den einzelnen, aber auch durch die Gesamtheit der

Gruppe, stark von der Art der Erinnerung und der mit der Zeit entstehenden Erinnerungsmuster ab.

Das vorliegende Kapitel greift methodisch in einigen Punkten auf die Erfahrungen der Oral History zurück.⁵ Zentral ist vor allem das Problem der Repräsentativität. Kritisiert wird, dass Interviewte statistisch gesehen weder für die Gesamtbevölkerung noch für einen bestimmten Ausschnitt daraus repräsentativ seien.⁶ Bei unserem Vorhaben stellt sich dieses Problem weniger, da wir ganz bewusst nicht Personengruppen untersuchen, die einer statistischen Norm entsprechen, sondern vielmehr solche, die bestimmte Prozesse exemplarisch verdeutlichen können. Ebenso wird ein anderes Grundproblem der Oral History entschärft: Die Frage der Überprüfung des Faktischen und, damit verbunden, das Erkennen der Selektivität der Erinnerungsleistung. Im Gegensatz zu den meisten Interviewern kannten wir das zur Diskussion stehende Ereignis: Das Fest wurde von der Forschungsequipe besucht, ein Teammitglied begleitete zudem den nachträglich befragten Verein und erstellte ein ausführliches Begleitprotokoll. Im Interview brauchten wir uns also nicht mehr um die Feststellung der objektiven Merkmale der Situation zu kümmern. Die Vertrautheit mit dem Ereignis ermöglichte es, Verzerrungen, Auslassungen, etc. besser zu erkennen.

Zudem interessierte gerade die Selektivität der Erinnerungsleistung. Die Frage, wie bestimmte Ereignisse auf die Beteiligten wirken – die subjektive Erfahrung und Empfindung also –, war wichtiger als eine möglichst vollständige Schilderung des Ereignisses selbst. «Verzerrungen», falls dieses Wort hier überhaupt sinnvoll ist, galten uns nicht als unvermeidliche Störfaktoren, sondern waren ihrer Indikatorfunktion wegen geradezu erwünscht.

Im Versuch, auf die häufige Kritik in Bezug auf Vorbereitung und Durchführung von Interviews zu reagieren, kam uns der im Rahmen von Untersuchungen zu den sozialen und psychologischen Wirkungen von Massenkommunikationsmitteln entwickelte Ansatz des fokussierten Interviews entgegen, der sich durch vier besondere Merkmale auszeichnet:

1. Man weiss von den interviewten Personen, dass sie eine ganz konkrete Situation erlebt haben.

5 Zur Oral History vgl. Niethammer 1980.

6 Vgl. dazu z. B. Grele 1980: 146-148.

2. Die hypothetisch bedeutsamen Elemente, Muster und die Gesamtstruktur dieser Situation sind vom Forscher vorher analysiert worden.
3. Auf der Grundlage dieser Analyse wird ein Interviewleitfaden entwickelt, der die Hauptgebiete einer Untersuchung umreisst.⁷
4. Eigentliches Ziel des Interviews sind die subjektiven Erfahrungen der Personen, die sich in der vorweg analysierten Situation befinden.⁸

Ein weiteres wichtiges Kriterium ist dasjenige der Spezifität: Es gilt herauszufinden, welche Bedeutung die Gewährsleute den einzelnen Elementen, Aspekten oder Mustern der von ihnen erlebten Gesamtsituation beimessen.⁹ Der spezifische Gehalt bedeutsamer Details ist herauszuarbeiten, da gerade diese eine Orientierungshilfe bei der Suche nach signifikanten Strukturen bieten. Wenn keine Gedächtnishilfen gegeben werden, kommt es leicht zu verfälschten, verkürzten, ausgeschmückten oder unvollständigen Berichten, da immer die Gefahr besteht, dass Dinge dem Gedächtnis entfallen sind oder durch die Erinnerung verfälscht wurden. Hilfreich für die Durchführung eines fokussierten Interviews ist deshalb die Verwendung der retrospektiven Introspektion. Diese versucht, die Mängel der reinen Retrospektion, bzw. der reinen Introspektion, zu kompensieren. Retrospektion ohne Introspektion hat gewöhnlich zur Folge, dass über die Ereignisse nur so berichtet wird, wie man sich an sie erinnert, so dass versäumt wird, diese Ereignisse zu wesentlichen Reaktionen in Beziehung zu setzen. Introspektion ohne Retrospektion andererseits bewirkt, dass der Befragte über seine Reaktionen in der Weise berichtet, wie sie sich im Augenblick des Interviews darstellen, nachdem er die Ereignisse zwischenzeitlich überdacht hat und er deshalb seine Erfahrungen nicht mehr

7 Der Interviewer kann, falls nötig, «eine aktivere Rolle spielen: er kann im Hinblick auf das vorliegende Stimulismuster deutliche verbale Stichworte liefern oder dieses sogar ... *reaktualisieren*. In jedem Fall führt das zu einer Aktivierung der Informanten, die dann konkret über ihre Erfahrung berichten.» (Merton/Kendall 1979: 173). Als wichtiges Kriterium nennen Merton und Kendall die Nicht-Beeinflussung, die Beschränkung der Führung und Lenkung des Gesprächs auf ein Minimum. Damit entsteht für die Gewährsperson Gelegenheit, sich über Dinge zu äussern, die für sie von zentraler Bedeutung sind, und nicht über Dinge, die dem Interviewer wichtig erscheinen. Standardisierte Formen von Fragen oder gar Fragebogen verbieten sich deshalb, da sie zu vieles vorwegnehmen oder ausschliessen. Das Interview darf durchaus vorstrukturiert und durch gewisse Leitfragen gelenkt sein, muss aber genügend offenen Raum bieten. Die Erfahrung zeigt, dass die Antworten durch den Verzicht auf direkte Methoden «tiefgründiger, umfassender und spezifischer» werden. (Merton/Kendall 1979: 179-186, vgl. auch Friedrichs 1980: 249).

8 Merton/Kendall 1979: 171; vgl. auch Kohli 1978, Mühlefeld 1981.

9 Merton/Kendall 1979: 186-191.

so beschreiben kann, wie er sie in jenem Augenblick empfand, als er der Stimulussituation ausgesetzt war. Mittels bestimmter Verfahren soll deshalb die Vergegenwärtigung der Stimulussituation, die retrospektive Introspektion, erleichtert werden. Man versucht, Bedingungen zu schaffen, in denen sich die Befragten die Situation vergegenwärtigen, um dadurch besser über bedeutsame Reaktionen berichten zu können, die dann auch tatsächlich auf die wesentlichen Aspekte der Situation bezogen sind. Meist geschieht dies mit Hilfe eines «Grundreizes».¹⁰ Natürlich wird so die ursprüngliche Situation nicht vollständig reproduziert, diese Hilfsmittel tragen aber dazu bei, dass sich der Befragte sein ursprüngliches Erlebnis in einer bestimmten Situation wieder bewusst machen kann.

In unserem Fall dienten als Gedächtnisstützen und -stimuli rund siebenzig Fotos, die eine Begleiterin des Vereins auf unsere Bitte hin als Festdokumentation erstellt hatte. Die Vergegenwärtigung einer Situation mit Hilfe dieser Fotos wurde mit der Aufforderung an die Besuchspersonen verknüpft, über ihre spezifischen Reaktionen zu berichten.

Der von uns gewählte Rahmen war derjenige einer Gruppendiskussion. Diese erlaubt das Zurücktreten des Interviewers und bildet weitgehend jenen Prozess der Meinungsbildung ab, wie er sich im Alltag vollzieht: «Das alltägliche informelle Gespräch zwischen Menschen wesentlich gleicher Situation, die sich miteinander zu identifizieren vermögen».¹¹ Mit der Gruppendiskussion werden «tieferliegende» Meinungen aktualisiert und spontane Reaktionen provoziert. Sie liefert Einsichten in die Prozesse der Meinungsbildung von Individuen in bestimmten Gruppen und damit auch in die Abhängigkeit individueller Meinungen von der Gruppenmeinung sowie deren Wechselwirkung.¹² Man untersucht also nicht die Verteilung individueller Meinungen, sondern die Effekte von Gruppenprozessen auf die individuelle Meinungsbildung resp. -aktualisierung, wie auch den Prozess der Herausbildung einer vorherrschenden Meinung.¹³

Wir haben es hier mit den beiden Elementen der individuellen Erinnerungen und des kollektiven Gedächtnisses zu tun, die, wie der Soziologe Maurice Halbwachs verdeutlicht, nicht nur eng miteinander verbunden sind, sondern sich sogar gegenseitig bedingen. Einerseits entsteht durch den Austausch der individuellen Erinnerungen und durch das gemeinsame Erinnern eine Art von kollektivem Gedächtnis der Gruppe resp. des Ver-

10 Merton/Kendall 1979: 187f.; Friedrichs 1980: 248.

11 Mangold 1967: 223, zit. nach Friedrichs 1980: 246.

12 Friedrichs 1980: 246.

13 Zur Gruppendiskussion insgesamt ebd.: 246-255.

eins. Andererseits muss man aber auch davon ausgehen, dass die individuellen Erinnerungen bereits durch ein kollektives Gedächtnis oder wenigstens durch den gesellschaftlichen Rahmen geprägt und gerastert sind und auf diesem basieren. Dieses kollektive Gedächtnis ist in Orten, Sprachen, Gebäuden, Normen, Werten, Sitten, Gewohnheiten und Institutionen festgeschrieben.¹⁴ Das kollektive Gedächtnis kann also nicht einfach als die Summe der individuellen Erinnerungen gesehen werden, sondern muss als Netz sozialer Beziehungen begriffen werden, das festlegt, was «gut» ist und was «schlecht» ist, was man anstreben soll, was nicht.

Speziell für unsere Fragestellung erschien uns wichtig, dass wir uns mit dem Gruppengespräch der alltäglichen Kommunikationssituation im Verein optimal annähern konnten. Da die Art des Erinnerens an Feste in den Vereinen auf ganz ähnliche Weise abläuft, konnten dadurch Einblicke gewonnen werden in die unterschiedlichen Perspektiven, Erinnerungen, Gewichtungen und Arten der Wahrnehmung bei den Einzelnen ebenso wie in die Art der Meinungsbildung, der Assoziationen etc. in der Gruppe.

Die Grobgliederung der Gruppendiskussion sah folgendermassen aus:

1. Einstieg: spontane Festerinnerungen (ohne Fotos).
Die spontanen, ohne Stimulus vorgetragenen Erinnerungen sollten als Vergleichsbasis dienen und dadurch ermöglichen, Vergessenes und Verdrängtes klarer herauszuarbeiten.
2. Erwartungen an Erinnerungsfotografien.
Diese Fragenebene ermöglichte es den Interviewern, die so gesammelten Aussagen während des Gesprächs als Referenzpunkte zu verwenden und die vorformulierten Erwartungen mit dem Gesprächsverhalten beim vorhandenen Bilderkorpus vergleichend zu betrachten.
3. Vorlage der von der Begleiterin gemachten Fotos, die als Stimulus für die Erinnerung dienten.
Dabei handelte es sich um ein Korpus von 69 Bildern, aufgeteilt in 7 verschiedene thematische Serien: I: Vereinsportraits/Instrumentenaufnahmen (3 Bilder), II: Vorbereitung auf den Wettkampf (23), III: Auftritt (6), IV: Rangverkündigung (3), V: Geselliges (15), VI: Schlachtenbummler (5), VII: Empfang in S. (14).
4. Gespräch über die Beurteilung und Bedeutung des Eidgenössischen insgesamt.

14 Bertaux 1980: 112f.

Die Gesprächsteilnehmerinnen und -teilnehmer:

H. ist 42jährig, Hausfrau, ehem. Kindergärtnerin. Obwohl erst seit einem Jahr im Verein, wurde sie kurz nach dem Festbesuch zu dessen Präsidentin gewählt. Bei ihr zu Hause fand das Gespräch statt.

B. ist 30jährig, verheiratet und arbeitet als Tiefbauzeichner. Er ist Aktuar des Vereins.

G. bezeichnet sich einmal während des Gesprächs als «Grossmutter des Vereins». Sie ist 66jährig und Hausfrau.

Z., der Jüngste in der Runde, ist ein 20jähriger Seminarist.

3. Die prägenden Festeindrücke

3.1 Wettbewerb und Leistungsdruck

«Schlottern», «Bibbern», «Trauermiene», «Zahnarztbesuch» und «Beerdigung» sind Ausdrücke, die im Zusammenhang mit der Erinnerung an Festbesuch und Auftritt zum Teil mehrmals verwendet werden. Der durch das Fest entstehende Leistungsdruck kann zu Spannungen im Verein führen. Das damit zusammenhängende Gefühl der Angst gehört für einige der Aktiven zur prägendsten Erinnerung an den Festbesuch. Fest und Angst sind indessen zwei Begriffe, die zuerst einmal nicht zusammenzupassen scheinen und die wohl kaum jemand spontan assoziieren würde. Eigentlich sollte ein Fest ja gerade solche negativen Gefühle wie Angst, Leistungsdruck und Stress beseitigen und damit zu einer gelösten, fröhlichen Stimmung beitragen. Verschiedene Festtheoretiker, z. B. Josef Pieper, stellen die entlastende, mit dem Alltag versöhnende und dessen Mühsal kompensierende Funktion des Festes ins Zentrum ihrer Theorie.¹⁵ Andere, vor allem jüngere Autoren betrachten das Fest jedoch unter kritischen Fragestellungen und bringen es mit Überforderung, Ausgrenzung und übertriebener Kompetition in Verbindung. Bringéus etwa sieht das Fest nicht als Gegensatz zum Alltag, sondern geht davon aus, dass ein Fest gewöhnliche Gesellschaftsprobleme enthüllt, vergrössert und verstärkt.¹⁶ Leistungs-

15 Pieper 1963a.

16 Bringéus 1978: 35f., s. auch oben Kap. III.6.

Aus dem Erinnerungsalbum des Handharmonikaclubs S.:

*Warten
auf den Auftritt*



Auf der Bühne



Fahnenritual



Am Fest



Empfang im Dorf



Festimpression

druck und Angst vor dem Versagen gehören zu den zentralen Problemfeldern unserer Gesellschaft. Unter dem Blickwinkel dieser Theorien erstaunt es deshalb nicht, dass sie auch an prominenter Stelle in der Fest-erinnerung auftauchen.

Die Proben

Diese Stress- und Belastungsfunktion des Festes beginnt bereits lange vor dem Ereignis: Z.: «An den Proben, da hat man gar nicht gross Kontakt. Es heisst einfach immer, man solle nicht schwatzen!» Das Fest wirkt sich auf verschiedenste Weise auf die wöchentlichen Proben aus: Die Probezeit wird verlängert, es wird zweimal pro Woche geprobt und zusätzlich ein Sonntag als Übungstag eingeschaltet. Für die Teilnehmerinnen und Teilnehmer ist dieser zusätzliche Aufwand selbstverständlich, ebenso die damit verbundene Nervosität. Zu schaffen macht aber die Verschlechterung des Klimas unter den Vereinsmitgliedern.

H.: «Die einen werden dann etwas giftiger...»

Z.: «Aggressiver...»

H.: «...und es ist vielleicht gar nicht so giftig gemeint. Das ist, wie wenn man auch sonst geladen ist, dann lässt du einen Spruch raus, den du sonst für dich behalten würdest.»

Die normalerweise recht unbelastete Atmosphäre wird angespannter, der Druck auf den einzelnen wächst in verschiedener Hinsicht: Man erwartet regelmässigen Probenbesuch, fleissiges Üben und ein Beherrschen des Stückes.

Nicht alle reagieren in dieser Situation gleich. Die beiden jüngeren Gesprächsteilnehmer behaupten, Stress und Leistungsdruck nicht so stark empfunden zu haben wie die anderen beiden.

Z.: «Wir waren da schon eine spezielle Ecke. Wir haben darauf geachtet, dass uns der Humor nie verloren gegangen ist.»

B.: «Wir nehmen es nicht so 'gäch'. Das ist vielleicht auch ein Generationenunterschied. Wir wissen doch genau, ob wir geübt haben oder nicht. Und wenn uns dann die anderen sagen, Ihr seid Pumpen, kann mich das nicht berühren.»

G.: «Das habe ich aber euch gegenüber noch nie gehört.»

B.: «Also M. hat schon oft gesagt, wir sollen doch üben!»

H.: «M. war einmal bei mir zu Hause, und wir haben zusammen die Stückli angeschaut. Dann hat sie gemeint, wenn nur alle ein bisschen so übten wie ich, so wären wir ein Bombenclub.»

Die beiden Jüngerer erklären ihre relative Gelassenheit mit dem Generationenunterschied. Das mag durchaus zutreffen, dürfte aber nicht der einzige Grund sein. Wohl nicht zufällig sind es die Männer, die sich weniger unter Druck setzen lassen und Gelassenheit markieren, während die Frauen Ängste und Spannungen stärker betonen. Letztere – beides Hausfrauen – holen sich einen grösseren Teil ihres Selbstvertrauens und ihrer Anerkennung mittels der Mitgliedschaft im Verein als die beiden Männer, welche Erfolg, Ansehen und sozialen Status in erster Linie durch ihren professionellen Alltag definieren. Wer im aktiven Berufsleben steht, sein Selbstwertgefühl vor allem durch dieses erhält und dadurch über Statussicherheit verfügt, wird seine Vereinszugehörigkeit anders gewichten als jene, für die der Verein ein Vehikel darstellt, die soziale Stellung zu sichern oder gar zu definieren. Für letztere wird jede Situation, die zu einer Neuzuteilung der Rollen führen kann, zu einer Belastung. H. bestätigt diesen Befund, wenn sie stolz vermerkt, dass die Dirigentin sie für ihren Übungsfleiß gelobt und als Vorbild hingestellt, die anderen hingegen indirekt getadelt habe. Beide Frauen nennen Kameradschaft und Angst als zentrale Elemente der Erinnerung an das Fest, die Männer betonen hingegen, dass sie ein schlechtes Resultat nicht «tragisch» genommen hätten. Z., mit 20 Jahren der Jüngste in der Runde, hebt seine Routine hervor, da er schon das fünfte Mal bei einem grösseren Fest dabei sei: «Gut, etwas nervös sind alle, aber sonst.... .» Es ist im Rahmen eines solchen Gesprächs nicht klar auszumachen, ob die Gelassenheit der Männer Realität ist oder ob sich hinter dieser Fassade männlichen Verhaltens nicht auch eine gewisse Unsicherheit verbirgt. Doch selbst wenn das zutrifft, ist zumindest die Intensität dieser Verunsicherung geringer als bei den Frauen.¹⁷

Noch ein weiterer Faktor führt zu einer Belastung der Proben: die zunehmende Monotonie, hervorgerufen durch das Konzentrieren auf das am Fest vorzutragende Stück.

17 Die Durchmischung der Alterstufen – es hat im Verein Mitglieder im Alter zwischen 11 und 67 Jahren –, von allen als «etwas Schönes» empfunden und zuerst einmal als problemlos beschrieben, kann für die Älteren zu einem weiteren Belastungsfaktor werden: G.: «Jetzt muss ich also etwas sagen: Ich war lange die Älteste. Jahrelang. Und dann kam O., die zum Glück ein, zwei Jahre älter ist. (Gelächter). Am Anfang kam ich mir schon etwas «vorig» vor. Ich war da die alte Tante, spielte auch nicht so gut und rundherum waren da die jungen «buschperen» Leute. Ich war dann doch sehr sensibel, wenn man mir jeweils gesagt hat: «Also B., jetzt hast du wieder» Also einmal habe ich die Handorgel in eine Ecke geschmissen. ... Da hat einfach mein Temperament durchgeschlagen. Man ist einfach sensibler und denkt: Soll ich überhaupt noch in diesen Club?»

G.: «Da haben wir einfach immer und immer wieder das Wettstück geübt.»

B.: «Auf Tod und Nieren.»

G.: «Ja, praktisch nur noch dieses Stück. Vielleicht manchmal auch noch einen Marsch, damit man merkte, dass man doch auch noch spielen kann. (Gelächter). Ja, es sind doch so schwere Stücke!»...

B.: «Man muss sich fragen, ob sich dieser Preis überhaupt lohnt. Ob es Gold ist oder nicht, das kommt gar nicht so darauf an. Hauptsache ist, man ist eine gute Gruppe! Vom Spielerischen her denke ich, da verliert man nur, gewinnen kann man nichts.»

H.: «Ja, am Schluss hängt Dir das <efängs obenuse>.»

Als Gegenstrategie zu dieser Stresssituation und als Mittel, den Verein zusammenzuhalten, sieht G. den gemeinsamen Besuch eines Restaurants nach der Probe. Spannungen sollen abgefedert werden durch das «gemütliche Beisammensein», bei dem niemand Angst haben muss, kritisiert zu werden oder gar sein Gesicht zu verlieren. Das mag zwar für einzelne in der Tat zutreffen; die Belastung wirkt sich jedoch auch auf die Geselligkeit aus:

B.: «Wobei, bei der Vorbereitungszeit eines Kränzli, das ist ja schliesslich auch eine Stresssituation, ... je näher das Kränzli rückt, um so weniger gehen in die Beiz.»

G.: «Schon, aber es waren einfach immer Leute da. Auch wenn es nur vier waren.»

Bei einer so geringen Beteiligungszahl stellt die Geselligkeit jedoch keinen eigentlichen Kompensationsfaktor zu Stress und Frustration dar. Vielmehr wirkt sich die Angespanntheit auch auf den «gemütlichen Teil» aus, der vielen als gar nicht mehr so gemütlich erscheinen will, so dass sie es vorziehen, sich diesem Ausgleichsritual mit seiner potentiellen Ventilfunktion zu entziehen.

Offensichtlich denken zudem nicht alle Vereinsmitglieder gleich über die «Geselligkeit» nach dem Probenbesuch. Die häufige Nennung der «Kameradschaft» und das Hervorheben ihrer Bedeutung trägt oft eher Züge einer Beschwörung. Auch hier sind es wieder die Frauen, die der «Kameradschaft» grössere Bedeutung zuordnen, denn ihr soziales Netz wäre von einem Zusammenbruch oder einem Konflikt stärker bedroht.

Das Warten auf den Auftritt

Der Stress und die Anspannung der Monate vor dem Fest kulminieren am Fest selber in der Phase unmittelbar vor dem Auftritt. Aus der quantitati-

ven Gewichtung der Fotoserie wird ersichtlich, dass der Zeit vor dem agonalen Festteil eine grosse Bedeutung zukommt. Wie kaum eine andere Serie ist die Erinnerung an die Phase der unmittelbaren Vorbereitung auf den Wettkampf abhängig von einer mittels Bildern angeregten Introspektion, denn dieses Festelement gehört nicht in den Kanon der spontan (ohne Fotos) geäusserten Festerinnerungen und wird ganz offensichtlich verdrängt, wie Leistungsdruck und Stresssituation insgesamt. Mit den ersten Bildern ist die hohe Anspannung jedoch wieder unmittelbar präsent.

B.: «Oh je. Die haben aber eine rechte Trauermiene, wie vor dem Zahnarztbesuch. Vielleicht liegt das nur an der Tageszeit. Nein, die Lage ist ernst.»

Z.: «Es kommt mir jetzt etwas in den Sinn. Hier, in diesem Zimmer, herrschte eine schlechte Stimmung, war das für euch auch so?»

G.: «Ja, das war wegen des Basses. Der ist oft nicht zu den Proben gekommen. Wir hatten darum das Gefühl, wir können es nicht.»

Hier setzt eine Diskussion um den kritisierten Bassspieler ein, der offenbar den Erwartungen am wenigsten entsprochen hat und als Sündenbock dient, auf den Frustration und Ärger projiziert werden. Nun hat gerade der Bassist eine tragende Funktion, an seiner Rhythmusvorgabe orientieren sich die anderen; spielt er falsch, droht das gesamte Spiel auseinanderzufallen. Mit seinem ungenügenden Einsatz begeht er also quasi Verrat an der gemeinsamen Sache, sein Egoismus bedroht die Gemeinschaft des Vereins und wird entsprechend scharf verurteilt. Selbst sieben Monate nach dem Fest bricht der Konflikt wieder auf. Beim Betrachten der Bilder vom Einspielen kommen bei einigen sofort wieder die negativen Gefühle von damals hoch, die «schlechte Stimmung», die Gehässigkeit und Geiztheit einzelner Vereinsmitglieder.

Solche Formen der Schuldprojektion sind an Festen häufig zu beobachten.¹⁸ Dass damit das Problem noch keineswegs verarbeitet ist, zeigen die

18 Am Eidg. Hornusserfest 1988 in Kappelen äussern sich Mitglieder einer Hornussergesellschaft kritisch über einige ihrer Mitspieler, nachdem die Gesellschaft schlecht rangiert worden ist. Obwohl es sich um einen (ehemaligen) Bauernsport handelt, sind es die Landwirte, die kritisiert werden. Diese hätten zu wenig Zeit, um richtig zu üben. Da vor dem Fest in vielen Gesellschaften allabendlich geschlagen wird, diese Zeit aber in eine arbeitsintensive Phase der Landwirtschaft fällt, sind Konflikte unumgänglich. Ein weiteres Beispiel ist die Kleidung des Arbeitersängers M. L., der sich nicht den Kleideranordnungen seiner Kameraden unterwerfen will. Nachdem die Rangierung des Vereins am Schweizerischen Arbeitersängerfest 1988 nicht den Erwartungen entsprechend ausgefallen ist, bietet sich sein Erscheinungsbild als Kondensationspunkt für eine interne Kritik an (s. oben Kap. III.2.1.).

bei der Betrachtung der Bilder ausgelösten Emotionen. Kommt es nach dem Fest nicht zu einer Versöhnung oder Beilegung, drohen Austritte oder langfristige Streitigkeiten, die das Vereinsleben stark beeinträchtigen und in Extremfällen sogar lahmlegen können. Solche Reaktionen sind stark abhängig von Erfolg oder Misserfolg im Wettkampfeinsatz.

Feste sind damit nicht nur Stresssituationen für die einzelnen Vereinsmitglieder, sondern auch für den Verein als soziale Gemeinschaft und Institution. Sie spielen zudem eine wichtige Rolle bei der vereinsinternen Rollenzuteilung. Wer sich vor und während dem Fest bewährt, kann sich in der formellen Hierarchie, aber auch in der informellen Rangordnung, weit nach oben arbeiten. Wer sich jedoch der Situation nicht gewachsen zeigt oder die Erwartungen nicht erfüllt, muss mit einer «Degradierung» rechnen. In diesen Zusammenhang ist auch die Tatsache einzuordnen, dass H., obwohl erst relativ kurze Zeit im Verein, bald nach dem Fest zur Präsidentin gewählt wird. Offenbar hat sie sich in der Stresssituation bewährt.

Der Auftritt

Der eigentliche Höhepunkt des Festes, das Ziel der monatelangen Vorbereitungen, der Auftritt oder Wettkampf (die Terminologie der einzelnen Verbände ist unterschiedlich), ist (im Vergleich zur Vorbereitung) mit lediglich sechs Bildern im Zyklus der Vereinsfotografin auffällig untervertreten. Indes entspricht diese Situation durchaus den atmosphärischen und organisatorischen Gegebenheiten vor Ort. Zwar hätte die Fotografin als Nichtspielerin die Möglichkeit gehabt, den Wettkampf breit zu dokumentieren, sie folgte jedoch der geradezu sakralen Stimmung, die durch die Anwesenheit der Juroren und das bekannte Konzertverhalten zusätzlich betont wurde.

Z.: «Wenn ich mir das jetzt so ansehe, dann erinnere ich mich an einen Gedanken, den ich hatte, als wir hineinmarschiert sind: Wir als kleiner Verein haben diese Turnhalle, die kaum richtig geschmückt ist. Hinten stehen noch irgendwelche Bühnenuntergestelle herum. Und die grösseren, berühmteren Vereine sind im Casino. Nicht, dass mich das stören würde, nur fällt es auf. Der Raum war ja wirklich nüchtern. Das fällt vielleicht erst jetzt auf den Fotos so richtig auf.»

Am Boden der Turnhalle die Linoleum-Abdeckung, im Hintergrund die überzähligen Bühnenuntergestelle. Erst jetzt, mit dem Betrachten der Bilder, fällt den Vereinsmitgliedern auf, was ihnen infolge der Konzentration auf den Wettkampf entgangen ist: Der Konzertraum scheint ihnen eines

eidgenössischen Festes nicht würdig. Ihre Erwartungen an den «schönsten Tag eines Vereinsmitgliedes», wie H. sich einmal äussert, sind vom Veranstalter nicht erfüllt worden.

Über den Auftritt an sich wird kaum gesprochen. Die Kommentare konzentrieren sich auf die Wettkampffjury. Geschichten über falsche und korruptierte Wertungen belegen die weit verbreiteten Zweifel an der Kompetenz und Integrität der Juroren.¹⁹ Einmal mehr wird damit das Thema der Leistungsbeurteilung angesprochen, das innerhalb verschiedener Verbände immer wieder zu den härtesten Auseinandersetzungen führt. Bei den Musikverbänden (Blasmusik, Chor, Jodler, Handharmonika) geht es grundsätzlich um die Bewertung, da hier Fragen des Stils und des Geschmacks mitspielen, die sich nie für alle befriedigend klären und definieren lassen. Bei den Sportverbänden konzentriert sich die Diskussion auf die zunehmende Professionalisierung und Leistungsbetontheit, die zu Auseinandersetzungen zwischen jenen führt, welche die Feste als Anlässe des Breitensportes erhalten wollen, und jenen, denen vor allem an der Förderung der Elite liegt.

Die Rangverkündigung

Die Rangverkündigung fand im Festzelt statt und begann mit einer beinahe einstündigen Verspätung. Die Festteilnehmerinnen und -teilnehmer waren entsprechend unruhig, denn auf viele wartete der bestellte Bus, andere würden ihre Züge verpassen. Vorne auf der Bühne hatten sich die Fähnriche aufgestellt, neben ihnen warteten die Ehrendamen und die Verbandsvertreter. Die Leute aus S. hatten sich im hinteren Drittel des Festzeltes einen Tisch reserviert. Die schlechten optischen und akustischen Verhältnisse bewirkten, dass sie kaum etwas von der Rangverkündigung miterlebten. (Z.: «Die Rangverkündigung haben wir gar nicht gesehen, wir waren ja so weit weg.»). Die Fotografin hatte sich durch die Bankreihen nach vorne gekämpft und nahm als Ertrag zwei Bilder von der Bühne mit.

19 B.: «Wir hatten einmal einen Dirigenten ... unter dem wir katastrophal gespielt haben. Trotzdem sind wir am Eidgenössischen mit einem «Vorzüglich» bewertet worden. Er war halt als Dirigent im Verband sehr gut bekannt, bis hoch hinauf. Und wir denken, dass das einen Einfluss auf die Bewertung gehabt hat. Jedenfalls hat ein anderer uns bekannter Verein dasselbe Stück gespielt und ist miserabel weggekommen. Die Experten schrieben, jener Verein habe das Stück nicht im Sinn des Komponisten interpretiert. Der Clou am Ganzen ist aber, dass der Dirigent jenes Vereins verstorben und just der Komponist des Stückes in die Lücke gesprungen ist!»

Der Verein hat mit einem «Sehr gut» abgeschlossen. Man bewegt sich im grossen Haufen, hat insgeheim mehr erwartet. Das wird auf der Heimreise im Bus besprochen. Ein halbes Jahr nach dem Fest ist es kein Thema mehr; zumindest kein explizites. Möglicherweise sind die Kommentare zur Rangverkündigung deshalb auffallend knapp.

Was während des Festes nicht möglich war, taucht jetzt, in der Erinnerung, als Projektion auf: Die Feierlichkeit. Weder die Auswertungspanne der Veranstalter und die deshalb verzögerte Rangverkündigung, noch die falsch konzipierte Lautsprecheranlage, weder die unüberblickbare Festhütte, noch die beinahe unerträgliche Hitze unter den Zeltdach, weder die enttäuschende Beurteilung durch das Kampfgericht noch die knapp bemessene Verpflegung: Nichts kann die Handharmonikaspieler aus S. davon abhalten, die Rangverkündigung nachträglich als einen feierlichen Akt zu beurteilen und national zu deuten.

G.: «Und dann die Fahne da.»

H.: «Das ist nicht unsere. Nein, das ist die Eidgenössische. Ist das nicht die grösste Ehre oder was, wenn man bei einem Eidgenössischen diese Fahne bekommt? Als organisierender Verein?» ...

B.: «Alles ist eine Stufe grösser. Mehr Fahnen, von allem mehr. Ein Eidgenössisches halt. Das ist typisch schweizerisch, diese Fahnen, der Fahnenwald. Das erinnert auch an die Landi, an den Fahnenwald an der Landi 39.»

Die Feierlichkeit überträgt sich auch auf die Interviewrunde. Sie beginnt, die verbindenden, versöhnenden Aspekte des Festbesuches und des Vereinslebens hervorzuheben und vollzieht damit den gleichen Wandel, der auch am Fest zu beobachten ist: den Übergang von Anspannung und Stress zu Entspannung, Fröhlichkeit und Geselligkeit.

Z.: «Es ist schon ein Höhepunkt, in dieser Halle drin zu sein, zu warten, um aufgerufen zu werden.»

B.: «Es ist eine Bestätigung einer guten Leistung, wobei man selbst ja weiss, wie man steht, ob es verdient ist oder nicht. Man hat gemeinsam auf etwas hingearbeitet, sich besser kennengelernt und eine Woche danach ist einfach eine andere Stimmung. Man hat gemeinsam etwas erlebt. Es ist schwierig zu fassen was, aber es hat sich etwas verändert.»

Bevor wir diesen Übergang nachvollziehen, ist aber noch eine Frage zu stellen: Warum unterzieht sich jemand, der solche Situationen aus dem Alltag und dem Berufsleben zur Genüge kennt, auch an einem auf freiwil-

liger Teilnahme basierenden Fest dieser Belastung? Wie wichtig ist überhaupt der Wettbewerb, das Abschneiden, die Rangierung?

Die Spannung während der Proben hat deutlich gemacht, dass man der Qualität des Auftritts grossen Wert beimisst und auch bereit ist, dafür einiges in Kauf zu nehmen. Die Kommentare zum Bild der Kampfrichter bringen dennoch eine gewisse Gespaltenheit der Einschätzung zum Ausdruck. Geschichten von falschen und unverdienten Wertungen gehören zum Standardrepertoire jedes Vereinsmitgliedes (nicht nur bei Harmonikaspielern). Solche Erinnerungselemente müssen wohl auch als Verarbeitungsmuster für verschiedenartigen Misserfolg verstanden werden. Schwankt man in der vereinsinternen Eigenbewertung auch immer hin und her zwischen Überschätzung und realistischer Beurteilung, so ist man doch gern bereit, nach aussen hin als erfolgreich aufzutreten. Bei der Rückkehr ins Dorf liest der begrüssende Vereinskartellpräsident die Symbolik falsch, indem er den Goldkranz an der Fahnnenspitze als Erfolgsbeweis versteht. Niemandem würde es einfallen, dem unwissenden Präsidenten zu erklären, dass sämtliche teilnehmenden Vereine einen Goldkranz erhalten und dieser deshalb lediglich Teilnahme, nicht besonderen Erfolg anzeigt.

Man unterzieht sich dem Druck und der Anspannung auch, um zu signalisieren, dass man in der Lage ist, etwas zu leisten: Vereinsintern als Individuum den anderen Vereinsmitgliedern gegenüber, nach aussen als Verein der Öffentlichkeit und insbesondere der dörflichen Gemeinschaft gegenüber. Die Selbsteinschätzung spielt dabei eine untergeordnete Rolle, da für die Wirkung nach aussen die offizielle Einschätzung, das Prädikat oder der Preis, massgebend sind. Anerkennung hängt im Bewusstsein der Spielerinnen und Spieler eng mit dem messbaren oder sichtbaren (vermeintlichen) Erfolg zusammen. Und Anerkennung innerhalb des Dorfverbandes kann vermehrte Öffentlichkeit, finanzielle Zuschüsse durch öffentliche Gelder und Erfolg bei der Rekrutierung neuer Mitglieder bedeuten. Sich einer Situation erhöhten Druckes und erhöhten Leistungsanspruches auszusetzen, geschieht auch in der Hoffnung, dadurch wiederum Bestätigung zu erfahren. Der Grat, der positive Bestätigung (die im Empfangsritual der Vereine im heimatlichen Dorf kulminiert) und Misserfolg voneinander trennt, kann überaus schmal sein. Eine selbstgenügsame Vereinstätigkeit ohne diesen Druck und ohne dieses Wirken nach aussen können sich die Spielerinnen und Spieler jedoch gar nicht vorstellen.

3.2 Geselligkeit und Kameradschaft

Das Fest selber ist zugleich Höhepunkt der Spannung *und* des Ausgleiches, des Leistungsdruckes *und* der Geselligkeit. Nach dem Auftritt besteht die Möglichkeit, wieder einmal intensiver miteinander ins Gespräch zu kommen, die freie Zeit zu geniessen und Dinge zu tun, die man im Alltag nicht tun würde und die, wäre man allein am Fest, kaum solchen Spass machen würden, z.B. den Lunapark besuchen und Autoscooter fahren.

H.: «Was ganz allgemein irrsinnig war: Nie war jemand allein! Oder? Da waren immer einige zusammen, da hat man wieder jemanden gesehen, getroffen. Da merkt man halt schon, dass man zusammengehört.»

Angst vor dem Auftritt und Zusammengehörigkeitsgefühl sind die zentralen Festerinnerungen, werden auch mehrmals im gleichen Atemzug genannt. Der Verein begibt sich am Fest in eine nichtalltägliche Situation, wird mit einer grossen Zahl fremder, unbekannter Menschen konfrontiert und verarbeitet diese Konfrontation retrospektiv als eine Bestätigung des sozialen Verbandes. Als Individuum hätte man sich wohl in der Masse der anderen fremd und etwas verloren gefühlt.

Der Aspekt der Geselligkeit wird von vielen Vereinsforschern zum zentralen Merkmal des Vereinslebens erhoben.²⁰ Simmel definiert sie als zwanglose Kommunikation in Form von Gesprächen, Festen und Gesellschaftsspielen gleichberechtigter, sich gegenseitig respektierender Partner im Zwischenbereich zwischen Familie und Arbeitswelt.²¹ Gehring weist der Geselligkeit vor allem auf dem Hintergrund moderner Gesellschaften eine zentrale Bedeutung zu: «Gesellige Beziehungen sind vor dem strukturellen Hintergrund der unvollständig integrierten modernen Gesellschaft bedeutsam. Sie haben die Funktion, das Wissen um den sozialen Erfahrungsbereich zu vergrössern, institutionalisierte Verhaltensregelungen durch Informationen über die sich wandelnde Realität zu ergänzen und somit die Voraussetzungen für ein situationsadäquates Verhalten in dynamisch sich ändernden Konstellationen zu schaffen.»²²

20 Vgl. z. B. Freudenthal 1968: 417.

21 Simmel 1983: 50-55.

22 Gehring 1969: 254f. Nach einer Vereinsuntersuchung in der Stadt Zürich bezeichnen 40% der befragten Vereine Geselligkeit als sehr wichtig, 29% als wichtig. Bugari, Dupuis 1989.

Für den Aussenstehenden, der ein solches Fest besucht, wird vor allem dieser Aspekt der Geselligkeit und der Kameradschaft sichtbar. Feste sind deshalb auch wichtige Werbemöglichkeiten für Vereine. Z. erinnert sich:

«Bei mir ist es lustig. Ich wurde genau bei einem Handharmonikafest aufmerksam auf den Verein. In S. war einmal ein Kantonales, ich bin im Dorf herumspaziert, habe das gesehen. Das hat mir gefallen. Dann nahm ich Stunden, probierte es im Verein, und seit da bin ich dabei.»

Das gemeinsame Erleben verbindet. Man ist sich nach dem Fest vertrauter, hat einander in nichtalltäglichen Situationen erlebt.

G.: «Das gemeinsame Warten auf den Auftritt, dort unten in der Halle, zuschauen, wie die anderen mit der Orgel herauskommen. Das war schon etwas ganz Besonderes. ... »

Z.: «Ich glaube schon, dass für mich die Kameradschaft die wichtigste Erinnerung ist. ... das Herumziehen in den Grüppchen, das war schon besonders. Ins Beizlein gehen, die Leute besser kennenlernen, die man sonst nur vom Spielen her kennt.»

Auch die Zeit vor dem Fest wird nachträglich in diese Interpretation miteinbezogen, obwohl die Diskussion gezeigt hat, wie spannungsvoll diese Phase war. Nach dem Fest, wenn alles vorbei ist, erfolgt eine Uminterpretation dieser Anspannung. Nun ist von intensiverem, zielgerichteterem Vereinsleben die Rede. Das klare, von allen angestrebte Ziel hält rückblickend nach Ansicht der Aktiven einen Verein zusammen, motiviert. Das Bewusstsein der gegenseitigen Abhängigkeit und des Aufeinanderange-wiesenseins wird als integrierend, solidarisierend und gemeinschaftsstiftend empfunden. Die Festteilnahme erhöht die Verbindlichkeit und sorgt damit für Kontinuität. Diese Überhöhung verhindert jedoch nicht, dass die mit der Vorbereitungsphase und auch mit dem Fest verbundenen negativen Gefühle und Erfahrungen vollständig verschwinden, wie der Verlauf der Diskussion gezeigt hat. Der Verein ist allerdings bestrebt, sie mit der positiven Umwertung möglichst zu überdecken, um sich nicht der Gefahr langwieriger Streitereien und Konflikte auszusetzen. Das Beschwören der Kameradschaft beinhaltet deshalb zugleich die Negation der Konflikte.

Freizeit am Fest: Damit sind all jene Momente gemeint, die nicht durch das offizielle Festprogramm diktiert sind: Persönliche Kontakte, Gespräche zu zweit oder in kleinen Gruppen, Lunapark, gemeinsamer Gasthausbesuch: Obwohl die Leute aus S. nur einen Tag lang am Eidgenössischen sind, fin-

den sie viel Zeit für die Pflege der vereinsinternen Beziehungen. Das hängt auch mit dem kurzen Auftritt zusammen. Ein Handharmonikaclub ist nur wenige Minuten im Einsatz. Schwinger, Hornusser, Schützen oder Turner haben – bedingt durch lange Wettkampfpräsenz – einen deutlich unterschiedlichen Tagesablauf, sind oft gar mehrere Tage am Fest.

Manche benutzen die Gelegenheit, mit jemandem über ihre Sorgen und Nöte zu sprechen. (G.: «Da habe ich mit W. gesprochen, das weiss ich noch ganz genau. Er hat mit von seinen Sorgen berichtet, von zu Hause und von der Arbeit.») Das Fest bietet Entlastung vom Alltag mit seinen Problemen. Es integriert für einen Moment auch jene wieder, die normalerweise etwas ausserhalb des Vereinslebens stehen. Das gemeinsame Auftreten und die gemeinsame Reise bieten Möglichkeiten zur Nähe, wie sie von vielen in ihrem sozialen Umfeld vermisst werden.²³

In der Erinnerung reduziert sich das Fest auf den Ablauf Spannung – Auftritt – Entspannung. Dieser Raster ist so zentral, dass er in stereotyper Art und Weise über die Bilder gestülpt wird. Erstes Ordnungsprinzip ist die Frage: Ist das Bild vor oder nach dem Auftritt entstanden? Die vier Informanten haben sofort einen Merkmalskatalog bereit, der es ihnen ermöglicht, aufgrund «untrüglicher Zeichen» das Bildmaterial einzuordnen: Ernst, Nachdenklichkeit, Nervosität stehen für den ersten Festteil; Lachen, Sorglosigkeit, Gelöstheit signalisieren die überstandene Prüfung.²⁴ Dieser Ablauf wird in der Erinnerung als zwingender empfunden, als er in Wirklichkeit ist. Beim Betrachten der Bilder kommt es aufgrund dieses starren Interpretationsschemas zu Fehleinordnungen. Aufnahmen, die die Gruppe beim gemütlichen Kaffee am Morgen vor dem Auftritt zeigen, werden wegen der fröhlichen, entspannten Gesichter in die Zeit nach dem Auftritt eingeordnet. Bilder werden überinterpretiert: Wer sich zufällig zur Kamera hindreht und unerwartet fotografiert wird, dem glaubt man eine «Todesmiene» anzusehen, wer üblicherweise häufig lacht, aber auf einem Bild ernst oder neutral ist, dient als Beweis für die Anspannung. Und die Diri-

23 B.: «Wir hatten es doch so lustig in unserem Bus. Mögt Ihr Euch nicht mehr erinnern. Wir hatten doch einen Bus mit WC. Und dort auf der Höhe des Bahnhofs Tiefenbrunnen, bei diesen Baustellen, war W. auf dem WC. Der Bus musste dort so herummanövrieren, erwischte die Kurven kaum. Und wir haben «faule Sprüche» gemacht über W. Es geschehen einfach lustige Sachen, wenn man eine Gruppe ist. Im Privatauto hast Du das nicht.»

24 Vgl. z.B. den Kommentar zu einem der Bilder: G.: «Da haben wir zusammen einen Kaffee getrunken. Wir hatten es wirklich fröhlich zusammen. M. macht auch wieder ihr gewöhnliches Gesicht, das heisst ein lustiges. Nicht mehr so angespannt wie vorher.»

gentin raucht zwar immer, unmittelbar vor dem Auftritt aber wird die Zigarette zwischen ihren Fingern als Zeichen der Nervosität gedeutet. Die Bilder dienen damit der Bestätigung bestimmter Erwartungen.

3.3 Verein – Familie – Fest

Ein Eidg. Handharmonikafest ist für Nicht-Teilnehmer nicht sonderlich attraktiv. Wer von der Handharmonika-Musik nichts versteht, wird den Schwierigkeitsgrad nicht zu würdigen wissen, wer keine Beziehung zu diesem Instrument hat, wird die Abfolge unzähliger Handharmonika- und Akkordeon-Stücke schnell als ermüdend und langweilig empfinden. Meist nicht aus besonderem Interesse am Spiel, sondern aus anderen Gründen kommen die Freunde und Verwandten der Spielerinnen und Spieler ans Fest.

H.: «Mein Mann hat da natürlich gewisse Verpflichtungen. Ich sage es nicht, aber er weiss es. Ich bin früher an jeden Fussball-Match gegangen, ich bin für ihn sogar noch mit den Junioren gefahren, ohne dass es mich auch nur so viel interessiert hätte. Ich wusste einfach, wenn ich ihn haben will, so muss ich ihn nehmen, wie er ist. Das hiess, immer den ganzen Sonntag einzusetzen. Am Morgen spielte er jeweils selbst und am Nachmittag war er mit den Junioren dran, die er trainiert hat. Man hat mich immer eingeteilt, und es war immer selbstverständlich. Jetzt kommt er natürlich auch. Aber sagen muss ich ihm nichts, das ist ganz klar.»

Nicht nur für diejenigen, die durch Familie und Arbeit am normalen Vereinsleben gehindert werden, auch für die übrigen Mitglieder bietet das Fest eine ideale Möglichkeit, Familie und Verein miteinander zu verknüpfen, zu integrieren und – wo nötig – auszusöhnen. Denn die Aktivität im Verein, die häufige Abwesenheit von zu Hause kann zu Spannungen in der Familie oder in der Beziehung führen. Wo, wie im Falle von H., die Ehefrau jahrelang Gratisarbeit für den Verein ihres Mannes leistete und die Sonntage auf dem Fussballplatz verbrachte, kann, resp. muss nun der Gatte seine Schulden abtragen, indem er seinerseits an den Aktivitäten der Frau partizipiert. Zusammen mit den Kindern begleitet er deshalb seine Gattin ans Eidgenössische.

Wie beim Verein sind auch bei der Familie am Fest die Konflikte und die Stresssituationen vergessen; wie der Verein zum Gruppenbild posiert,

stellt sich die Familie zum Foto, das Fröhlichkeit und Zufriedenheit ausstrahlt und dem ein würdiger Platz in der heimischen Stube sicher ist.²⁵

Den Spielern ist es wichtig, dass ihre Angehörigen dabei sind, auch wenn dadurch ihre Nervosität gesteigert wird. Damit haben sie ein Publikum, das speziell ihretwegen angereist ist.²⁶

Selbst der «Vereinsmuffel» unter den Ehepartnern²⁷, der normalerweise nie an solche Anlässe gehen würde, kommt – allerdings erst auf die Aufforderung eines anderen begleitenden Gatten hin – an das Eidgenössische mit und freut sich für seine Frau und ihren Verein, auch wenn er von der Materie «natürlich» nichts versteht.

3.4 Elitekultur – Popularkultur – Volkskultur

Ob die Finanzierung diskutiert wird, ob man sich an Widerstände der jüngeren Vereinsmitglieder erinnert, ob Zuschauer- und Begleiterkommentare zitiert werden oder ob die eigene Überzeugung zum Ausdruck kommt: Die Bekleidung des Handharmonika-Clubs S. ist während des ganzen Festbesuches und während der Gruppendiskussion ein zentrales Thema. Und dies gleich doppelt: Einerseits thematisiert die Runde die mit der Kleidung ausgedrückte Symbolik des inneren Zusammenhaltes und andererseits bietet das gewählte Tenue auch die Möglichkeit, sich am Fest nicht nur von den anderen Festanten zu unterscheiden, sondern sogar sich abzugrenzen. Das «Chutteli» wird zum Indikator eines kulturellen Prozesses.²⁸ «Das ist schon das 1A-Tenue für Handorgel, dieses Chutteli», äussert sich eine der Gewährspersonen und deutet damit an, dass die Auswahl in direktem Zusammenhang mit der eigenen gesellschaftlichen Zuweisung des Instrumentes steht.

Das Tenue besteht aus weisser Hose und schwarzem, besticktem Sännechutteli. Die einheitliche Kleidung symbolisiert nach Ansicht der Spielerinnen und Spieler vorerst einmal, «dass wir zusammengehören». Mit der Wahl dieser Uniform zeigen die Vereinsmitglieder aber nicht nur

25 B.: «All bi de Mame, das isch dänn härzig.» (allgemeine Zustimmung).

26 H.: «Die Anwesenheit von Bekannten und Familienangehörigen ist wichtig. Natürlich kann das auch zusätzlich nervös machen. Mein Schwager hat mich ein wenig <z Schlottere praacht>. Die schauen dann natürlich speziell zu, das weiss man als Spieler.»

27 G.: «Mir bedeutet es sehr viel, dass mein Mann mitgekommen ist. Er geht sonst nirgends hin. Auch nicht ans Chränzli, es ist ganz selten, dass er einmal mitkommt.»

28 Vgl. zu dieser Funktion der Kleidung Gerndt 1974.

ihre Gruppenzugehörigkeit, sondern auch ihre Vorstellung von Handharmonikamusik, die grob in zwei Stilrichtungen aufgeteilt werden kann: in die volkstümliche und die klassische. Mit ihrer Kleidung haben sich die Spielerinnen und Spieler eindeutig für die volkstümliche Richtung entschieden, für die Welt der Hirten und Sennen, und distanzieren sich gleichzeitig von anderen Ansprüchen.

B.: «Vielleicht tragen wir das ja auch, um zu sagen, dass es uns gar nicht so liegt, diese Musik zu spielen. Dass wir sonst anderes spielen.»

Mit dem Kleidungsstück «Sännechutteli» setzen sich die Vereinsmitglieder deshalb nicht nur von einer als elitär verstandenen Kultur ab. Sie greifen damit zugleich zurück auf eine Welt, die nicht die ihre ist. Niemand im Verein ist mit dem ländlichen oder bäuerlichen Leben verbunden. Vielmehr handelt es sich hier um einen demonstrativen Rückgriff auf das «Alte» und «Traditionelle». Verbunden mit der Distanzierung von der Elitekultur ist also nicht die Betonung des eigenen Umfeldes, in dem man tatsächlich lebt, sondern das Vorspiegeln einer Tradition, zu der man in Wirklichkeit nicht mehr gehört. Im aktuellen sozialen und kulturellen Raum, in dem sich der Verein bewegt (konkret: die Zürichseegemeinde S.), bestehen offenbar keine Identifikationsangebote, die den Vorstellungen und Wünschen der Handharmonikaspieler entsprechen.²⁹ Abgelehnt wird nicht nur die Elitekultur, sondern auch die sowohl die Gegenwart insgesamt als auch das Umfeld des Vereins am stärksten prägende «Massenkultur» (um einen umstrittenen Begriff zu gebrauchen³⁰), entspricht diese doch den Bedürfnissen der Vereinsmitglieder offensichtlich ebensowenig wie erstere. Vielmehr drücken sie mit der Wahl ihres Tenues den Wunsch nach einem Muster aus, das verstanden werden kann als Kultur der traditions- und herkunftsbestimmten face-to-face-Gesellschaften. Richard Weiss sah diese Form der Kultur als durch «Tradition und Gemeinschaft» definiert.³¹

In einer sozialen Umgebung wie derjenigen unseres Vereins sind die Voraussetzungen für eine eigentliche Volkskultur kaum gegeben. Das Kulturverständnis des Vereins ist daher eher als «Popularkultur» zu bezeichnen. Diese ist im Gegensatz zur Volkskultur nicht vorwiegend traditionsbestimmt und nicht an lokal bestimmte geschlossene Gemein-

29 Vgl. dazu auch Bausinger 1968.

30 Vgl. zu den Kulturtypen Niederer 1980.

31 Weiss 1946: 11.

schaften gebunden. «Die Popularkultur ... lebt in den von der Berufsarbeit, der Schule und den Familienpflichten geräumten Bereichen des Alltags als <Freizeitkultur> und <Liebhaborkultur> vorwiegend städtischer Provenienz.»³² Sie ist unter anderem dadurch gekennzeichnet, dass ihre Träger die Elitekultur bis zu einem bestimmten Grad anerkennen. Der Widerstand gegen diese ist nicht durchgehend. Mittels eines komplizierten Verarbeitungsmodells werden Teile des Fremdstereotyps akzeptiert. So wird immer wieder die Bewunderung für das klassische Wettbewerbsstück zum Ausdruck gebracht. Dennoch grenzt sich der Verein ab gegen bestimmte Vorstellungen und Ansprüche dieser Kultur. Die volkstümliche Kleidung dient als Protest gegen die als elitekulturell verstandenen Vorstellungen, die gerade auch an der Spitze des Verbandes anzutreffen seien.

H.: «Aber eigentlich sollte man am Eidgenössischen schwarz gekleidet sein oder einen langen Rock tragen, das würde besser zur Musik passen, die wir da spielen.»

Z.: «Dänn stüürchlich ja no.»

Unbewusst merken die Spielerinnen und Spieler, dass sie einer Erwartung ausgesetzt sind, der sie nie ganz gerecht werden können: Mittels ihrer am Fest gespielten Musik sollen sie dem Verband dazu verhelfen, den Eingang in elitekulturelle Sphären zu schaffen. Am Fest soll der Öffentlichkeit dank instrumentalisierter Medien ein Bild vermittelt werden, das in keiner Weise dem Selbstverständnis des begleiteten Vereins entspricht. Die Erinnerung von G., die sich als die Initiatorin der neuen Kleidung bezeichnet, geht auf ein Schlüsselerebnis zurück, bei dem ihr bewusst wurde, dass die eigene Realität nicht mit den Ansprüchen der Elitekultur übereinstimmt:

«An einem Chränzli habe ich dann rebelliert, denn ich bin ja sowieso den ganzen Abend in der Küche gestanden und habe abgewaschen. In einer silbrigen Bluse! Da habe ich gesagt: Zum letzten Mal!»

Die Popularkultur verbindet eine gewisse Akzeptanz der elitekulturellen Vorstellungen mit der Sehnsucht nach der Aura vergangener Volkskultur und der damit verbundenen menschlichen Nähe und dem Miteinander. Die Gegenstände der Volkskultur, wie hier die Tracht oder zumindest ein Teil davon, kommen dadurch zu einem «zweiten Dasein».³³

32 Niederer 1980: 2.

33 Ebd.: 13f.

Z.: «Wenn man die Spieler fragen würde, was sie am liebsten spielen, dann kämen Antworten wie Ländler oder Marsch. Wir hatten früher immer wieder ernste Stücke im Repertoire. Aber das ist bei den Unterhaltungsabenden nie angekommen, das Publikum hat das nicht verstanden. Sie merken den Schwierigkeitsgrad gar nicht.»

Man hat im Laufe der Proben erfahren, welche Anforderungen das Wettbewerbsstück an das spielerische Können stellt, und bewundert es dieser Raffinesse wegen. Die Bewunderung gilt damit weniger der Musik als den einzelnen technischen Problemen und lässt sich auch als Stolz verstehen, etwas so Schwieriges gemeistert zu haben.

G.: «Ja, es sind doch so schwere Stücke! Ich meine, ich spiele so gerne Handorgel mit Bass, zu Hause, für mich. Das ist für mich Volksmusik, und was am Eidgenössischen gespielt wird, das sind sehr schwere Stücke, die man in einer Kirche spielen könnte.»

Für den Verein stellt sich die Frage, ob es sich wirklich lohnt, so lange ein einziges Stück «auf Tod und Nieren» (B.) zu üben und dafür das gängige Repertoire vollständig zu vernachlässigen. In einem Gespräch auf der Heimreise vom Fest begründet Z. die Teilnahme am Eidgenössischen trotz der dort geforderten unbeliebten Musik folgendermassen:

«Ans Eidgenössische gehen wir, um ein Ziel zu haben, um in einer grossen Bewegung dabei zu sein. Die Musik, die dort gespielt werden muss, gefällt den wenigsten. Wir können die auch nirgends mehr spielen, die Leute würden uns sonst davonlaufen. Aber mit der monatelangen Probephase verbessern wir unsere technischen Fähigkeiten, was uns ja schliesslich auch wieder in unserer Musik weiterbringt.»

Andere Spieler sind skeptischer. B. fragt sich, ob es wirklich sinnvoll sei, da man nach dem Fest praktisch wieder von vorne beginnen müsse. «Ja, am Schluss hängt der das efängs obenuse.» (H.) Die schönsten Momente in den Proben waren, wenn zur Auflockerung einmal ein Marsch eingeschoben wurde, «damit man merkte, dass man doch auch noch spielen kann» (G.).

Und in den Erinnerungen an frühere Feste tauchen diejenigen Momente als die schönsten auf, in denen man die eigene Musik gespielt hat: ««Gute Freunde» und «Kameradentreue». Das war schon etwas ganz Besonderes, das ist meine beste Erinnerung!»

Eine ähnliche Beobachtung konnten wir am Fest selber machen: Ein Verein sitzt im Probenzimmer. Man hat bereits geprobt, es bleibt eine

Viertelstunde bis zum Auftritt. Einer der Spieler kreuzt seine Beine, schiebt seine Dächlimütze ins Genick und beginnt mit einem fröhlichen Ländler. Sofort scharen sich die Vereinskameraden um ihn, einer zieht zwei Kaffeelöffeli aus der Tasche und beginnt zu «löffeln». Ein Zweiter lehnt sich zurück, um die Füße zu entlasten, und stampft mit seinen Ledersohlen den Takt auf dem Boden. Nach einigen Minuten, hie und da ertönt als Ansporn ein Jutzer, öffnet sich die Schulzimmertüre und ein weiterer Mitspieler ruft ins Zimmer. «Achtung, es gilt ernst.» Sofort ändert sich die Stimmung, einer sagt: «So, fertig lustig!» und fügt für uns bei: «Das spielen wir gerne, und das andere gehört ans Eidgenössische.»

Dieses Auseinanderklaffen zwischen den an klassischer Musik orientierten Wettbewerbsstücken, die der Verband vorschreibt, und dem volkstümlichen Repertoire, wie es dem Selbstverständnis der Vereinsmitglieder entspricht, ist symptomatisch nicht nur für die Handharmonikaspieler, sondern auch für andere Organisationen wie Blasmusiken und Gesangsvereine. Oftmals wird eine tiefe Kluft sichtbar zwischen Basis und Verbandsspitze. Letztere forciert häufig eine Anlehnung an die Vorstellungen der Elitekultur. Man will quasi «gesellschaftsfähig» werden, indem man beweist, dass man seriöse, ernsthafte und anspruchsvolle Musik macht. Viele der führenden Kräfte und viele der Musiklehrer und Dirigenten verstehen ihre Arbeit auch ganz bewusst als Bildungsauftrag: Den Spielerinnen und Spielern soll eine höhere Kultur vermittelt werden. So meint etwa R. H., Mitglied des OK in Schwamendingen, Inhaber einer Musikschule und Dirigent eines Handharmonikaverains, heute sei das Instrument weniger dasjenige des «einfachen Mannes» als in den dreissiger Jahren.

«Heute versucht man natürlich, auch auf dem Akkordeon Qualität zu holen. Und damit geht der eine oder andere verlustig, bleibt auf der Strecke, weil er das nicht mitmachen will, oder weil er einfach nicht mitkommt.»³⁷

Dieser Konflikt ist keineswegs neu. Bereits 1900 berichtete M. Bühler mit Bezug auf den Eidg. Sängerverband: «Die Entwicklung ist aber in den Bahnen des Kunstgesanges fortgeschritten und wird darin noch weiter gehen, aber auch die Klage kehrt wieder, dass infolge des schulgerechten

Singens das Volkslied aus dem Haus und den geselligen Vereinigungen verschwunden sei. Der schulmeisterliche Drill, dieser Tyrann des 19. Jahrhunderts, hat in der That die frei herumstreifenden Kinder der Heide verscheucht, statt sie heranzuziehen und auszubilden. ... Die Volksweisen sollen in Zukunft wieder ihren Platz haben.»³⁸ Wenn Verbände, deren Mitglieder von ihrem Selbstverständnis her volkstümlich sind und die ein in diese Richtung orientiertes Publikum ansprechen wollen, bei ihren kantonalen und gesamtschweizerischen Wettkämpfen nach nicht-volks-tümlichen Kriterien selektionieren und bewerten, führt das über kurz oder lang zu Konflikten und Reibungen.

In dieser Auseinandersetzung wird häufig eine Art Minderwertigkeitskomplex der Handharmonikaspieler, aber auch anderer ähnlicher Vereine, sichtbar. Doch während die Verbandsspitzen diesen Komplex durch Anlehnung an die Elitekultur abbauen möchten, sehen die Aktiven selbst den Grund für das (von ihnen so verstandene) Schattendasein des Instruments weniger in der Art der Musik als in der gesellschaftlichen Umwelt. Man fühlt sich vernachlässigt, belächelt, nicht Ernst genommen, von den Medien übergangen. Man ärgert sich, wenn die Leute abschätzig von «Quetschbalken» sprechen.

G.: «Also ich habe mich auf alle Fälle immer geschämt, wenn mein Mann jemandem erzählt hat, ich spiele Handorgel. (Gelächter). Ist aber so, wirklich wahr.»

Ähnliche Reaktionen waren auch von den Mitgliedern anderer Verbände zu hören. Nicht bei allen ist das Gefühl, man werde zuwenig ernst genommen, gleich gross. Die Schwinger beispielsweise verstehen sich als Elite der Traditionsbewahrer, die Verbandsspitze erscheint eher als ein verschworener Männerbund denn als Führungsgremium einer halböffentlichen Organisation. Sie reagiert abgeschlossen, defensiv auf Reaktionen von ausserhalb des Verbandes. Zeigt sich die Öffentlichkeit befremdet oder belustigt über gewisse Attitüden, die ihr anachronistisch erscheinen, oder greift sie gar in verbandsinterne Streitigkeiten ein, ist der Verursacher schnell gefunden: die Medien. Sie haben kein Verständnis für Tradition und Brauchtumpflege, berichten nur darüber, weil sie auf Sensationchen oder auf Lächerlichmachen aus sind, verstehen nichts von der Materie. «Das Kranke hat noch nie viel Verständnis gehabt für das Gesunde», for-

muliert ein langjähriger Kenner und Besucher der Schwingfeste drastisch. Kritik an den Medien ist in allen Verbänden zu hören, der Tenor immer wieder ähnlich, auch in unserer Gesprächsrunde: Die Medien berichten zuwenig und/oder falsch, sie zeichnen ein Bild, das verstört und beunruhigt, machen damit häufig ratlos. Zugleich ist in ihnen wenig zu erfahren über die Welt, in der man lebt oder in der man leben möchte. Sie interessieren sich kaum für die Anlässe, die einem wichtig sind, für das eigene Hobby, den eigenen Verein, den Verband. Dadurch entsteht ein Gefühl der Verunsicherung, der Fremdheit, der Marginalität sogar. Man fühlt sich zuwenig ernstgenommen.

Das Eidgenössische bietet einen wichtigen Kompensationsfaktor zu diesem Gefühl. Die Spielerinnen und Spieler erinnern sich an ein Fest, das eine Gegenwelt darstellte. Eine Gegenwelt, die Marginalität, Randständigkeit und Verunsicherung vergessen lässt. Dort war man kein Exot und wurde nicht milde belächelt. Man gehörte zur «Familie», wie der häufig gebrauchte Ausdruck es charakterisiert, und das bedeutet: Geborgenheit, Sicherheit, Anerkennung.³⁹

Ein Eidgenössisches erscheint in der Erinnerung – losgelöst von den Diskussionen rund um die musikalische Ausrichtung – als ein grosses, langanhaltendes Bestätigungsritual. H.: «Dieses riesige Zelt. Da weiss man ja, dass alle, die jetzt da drin sitzen und essen, dasselbe Hobby haben.» Man ist stolz darauf, zu dieser grossen «Familie» zu gehören und überschätzt deshalb die Zahl der Familienmitglieder um ein Mehrfaches:

B.: «Ein Eidgenössisches ist halt eine Demonstration für Verein und Instrument. Das ist klar. Wenn man hört, wieviel Hunderttausend da mitmachen! In wievielen Stübchen abends noch georgelt wird! Und viele sind gar nicht organisiert. Vielleicht sähe man das ohne ein solches Fest nicht. Da wird ja auch viel vereint unter einem Dach.»

Die Erinnerung an die am Fest erlebte Gemeinschaft trägt hier durchaus noch Elemente jener Bedeutung, welche die Verbandsfeste in ihrer Anfangszeit kennzeichnete: Eidgenössische Feste als identitätsstiftende Grossanlässe, die den Teilnehmern das Bewusstsein vermitteln, Mitglied eines nationalen Verbundes Gleichdenkender zu sein.

39 Vgl. die von Hans-Georg Wehling genannte Vereinsfunktion der «Befriedigung von Geborgenheitsbedürfnissen». Wehling 1984: 90.

3.5 Rituale

Rituale sind stereotypisierte Formen des Handelns. Den Menschen, die sie vollziehen, erscheinen sie stets als homogenes Ganzes, nach dessen Teilen oder Elementen zu fragen müßig wäre. Sie sind durch die Konvention, der sie folgen müssen, und durch die sie als solche konstituiert werden, stets auf die Gesellschaft bezogenes und durch diese bestimmtes Handeln. Das Ritual schreibt dem Menschen nicht vor, wie er in diesem oder jenem Fall handeln muss, sondern offenbart ihm vor allem, wie er handeln soll, und wie er die Situation handelnd bewältigen kann.⁴⁰

Die wissenschaftliche Diskussion rund um die Rituale ist geprägt durch verschiedene Ansätze und Vorstellungen. Für dieses Kapitel wird jene Sichtweise bedeutsam, die den Ritualen einen gruppenbindenden und gruppenbestätigenden Charakter zuweist. Radcliffe-Brown zählt in seiner soziologischen Ritualtheorie die Riten zu den entscheidenden kulturellen «Phänotypen», aus deren Beobachtung sich die «genotypischen» sozialen Strukturen erschliessen. Das Ritual vermittelt die moralische Macht der Gesellschaft. Durch das Ritual wird dem Individuum der soziale Wert der in ihm behandelten Gegenstände eingepägt.

Gingen die Sozialwissenschaften im Zuge der allgemein beobachteten Desakralisierung und der sozialen Bewegungen nach 1968 davon aus, dass die moderne Gesellschaft als ritzenfeindlich oder zumindest ritzenarm gelten muss, so wird heute eine hohe Ritualisierung des Alltags konstatiert, die sich in einer fraktionierten Gesellschaft aber eher gruppenweise und auf Kosten gesamtgesellschaftlich verständlicher Riten entwickelt. In diesem Sinn müssen auch die verschiedenen fest- und vereinsbezogenen Riten heute als tendenziell sakrale Handlungen einer bestimmten Gruppierung verstanden werden. Allerdings gehen die einzelnen Fraktionen davon aus, dass ihren Riten nach wie vor eine allgemeingültige und -verständliche Zeichensprache zukommt, was jedoch nur sehr bedingt der Fall ist. In weiten Kreisen wird die je spezifische Symbolsprache nicht verstanden. Wie die Gespräche zeigten, ist auch dass Wissen um die Eidgenössischen Rituale reduziert auf das Kopieren von überlieferten Erscheinungsformen, ohne dass deren Bedeutungsinhalte noch im Bewusstsein vorhanden sind. Oft wird die Ritualisierung auch gar nicht erkannt. Bei anderen Erschei-

40 Vgl. auch: Wörterbuch der Ethnologie. Hg. von Bernhard Streck. Köln 1987. Artikel Ritual. Zu den verschiedenen wissenschaftlichen Ansätzen vgl. Kluckhohn 1942, Lévi-Strauss 1958, Durkheim 1912.

nungsformen hingegen ist sie offensichtlich, beispielsweise bei den auf den Fotos mehrmals zu sehenden Abläufen, die mit der Vereinsfahne verbunden sind. Diese begleitet den Verein an den Wettkampf; während der Rangverkündigung sind die Fahnen sämtlicher Vereine auf der Bühne versammelt, begrüßen die eidgenössische Vebandsfahne und werden mit dem Kranz ausgezeichnet. Bei der Rückkehr ins Dorf führt die Fahne den Verein an, die Delegationen der übrigen Vereine sind ebenfalls um ihre Fahne gruppiert. Zur Begrüssung geht der Fähnrich des Handharmonikaklubs zu jeder Fahne hin und stellt sich ihr gegenüber. Dann werden die beiden Fahnen mehrmals gegengleich hin- und hergeschwenkt, «verneigen» sich voreinander und richten sich wieder auf.

H.: «Die Fahnen sagen einander Grüezi.»

Z.: «Ja, eine Begrüssung. Das ist ein grosser Kult mit diesen Fahnen, das muss ganz genau gemacht werden. ... Dann spielen sie den Fahnenmarsch dazu. Es ist ja jedesmal gleich.»

Rituale sind internalisierte, nicht hinterfragte Handlungen, die gemacht werden, weil es «halt so der Brauch ist». Die Riten werden als existentielle Lebenshilfen gebraucht, als Orientierungszeichen räumlicher, zeitlicher und gesellschaftlicher Art, die nicht täglich neu erläutert werden. Niemand aus dem Verein hat sich etwa gefragt, warum man bei der Rückkehr ins Dorf mit dem Bus hinter den Bahnhof fuhr, dann durch die Unterführung ging und auf dem Bahnhofplatz wieder auftauchte, wo die Repräsentanten der Gemeinde und der anderen Dorfvereine, die Sympathisanten, Freunde und Familienmitglieder warteten. Ganz unbewusst wurde der Bahnhof als Ort des Empfangs akzeptiert, offenbar machte man das schon immer so. Das Wissen um die Bedeutung der Eisenbahn für die Schweiz des 19. Jahrhunderts, für die Integration und Verbindung der einzelnen Landesteile und für die ebenfalls neu entstehenden und sich ausweitenden nationalen Feste fehlt. Erst die Bahn ermöglichte die Abwicklung solcher landesweiter Anlässe in einem grösseren Rahmen, weil sie die erforderliche Transportkapazität zur Verfügung stellte. Der Bau der Eisenbahn wurde zum Symbol der Einheit und der Verbundenheit des Landes.

Die sich aus diesen Traditionen ergebenden Ortsbezüge und Handlungen werden weiterhin gepflegt, selbst wenn Cars und Privatautos die Eisenbahn ersetzen. Der Bahnhof als Kulisse, als Fassade genügt. So will es die Tradition. *Warum* sie es so will, ist unwichtig. Die gleichen Beobachtungen sind beim Begrüssungstrunk zu machen:

H.: «Hier trinken wir aus den Kannen, aus den Silberpokalen.»

Z.: «Woher kommt das? «

G.: «Wahrscheinlich ist das einfach etwas besonders Edles. Das verstärkt den festlichen Rahmen. Ein Kelch anstatt des stieren Glases.»

B.: «Sonst gibt es den Kelch ja nur am Sonntag! (Gelächter). In der Kirche.»

G.: «Es hat sicher mit Freundschaft zu tun. Freundschaft der Vereine untereinander. Das sind ungeschriebene Gesetze. Man könnte ja auch aus Plastikbechern trinken.»

Auf der Suche nach Erklärungen setzen die Diskussionsteilnehmerinnen und -teilnehmer auf der Ebene der Form an, bei der Feierlichkeit, es ist halt feierlicher, aus Kannen und Silberpokalen zu trinken als aus Wegwerf-bechern. Interessant ist, dass der herangezogene Vergleich aus dem religiösen, nicht aus dem politischen Bereich stammt. Rituelle Handlungen werden im religiösen Bereich leichter als solche erkannt als z. B. in einer politischen Umgebung, in der sie versteckter und weniger offensichtlich inszeniert sind.

Alle sind davon überzeugt, dass diese Rituale «typisch schweizerisch» sind (ein Begriff, der mehrmals fällt), jemand wird an die Landi erinnert. Niemand kann jedoch genau sagen, was dieses typisch Schweizerische eigentlich ausmacht. Auf die Frage, wie die eidgenössischen Feste entstanden seien, herrscht allgemeine Ratlosigkeit. Jemandem kommt Gottfried Keller und sein «Fähnlein der sieben Aufrechten» in den Sinn. «Aber null Ahnung, keine Ahnung.» Dieses Nichtwissen ist jedoch von geringer Bedeutung. Wichtiger ist das Empfinden. Und das Empfinden der Rituale als etwas «typisch Schweizerisches» verleiht den Festen bis zu einem gewissen Grad einen integrativen Charakter. Die Rituale erwecken den Anschein, an etwas teilzuhaben, das nicht nur den Handharmonikaspielern, sondern allen Schweizerinnen und Schweizern gemeinsam ist.

3.6 Verein – Fest – Dorf

Alle erkennen auf jenen Fotos, die die Ankunft zu Hause dokumentieren, verschiedene der wartenden Personen und fragen sich, wer warum dasteht, ob es sich um Mitglieder des Verkehrsvereins, der anderen Vereine oder um Anhänger des Handharmonikaclubs handelt.

Der Empfang zu Hause wird in der Erinnerung zu einem zentralen Festelement. War der Verein am Fest einer von vielen, so ist er jetzt das Zentrum der Beachtung und Bewunderung. Die meisten Vereinsmitglieder

scheinen weder gewusst noch erwartet zu haben, dass sie in ihrem Heimatdorf S. festlich empfangen würden.

Solche Empfänge sind in vielen Dörfern üblich, ja ein wichtiges Signum des Eidgenössischen, das es von einem kantonalen oder einem Unterverbandsfest unterscheidet. S. hat aber bereits eine Grösse und eine Vereinszahl erreicht, bei der dieser Aufwand nicht mehr automatisch betrieben wird. Die funktionale Bedeutung der gegenseitigen Einbindung ist für eine Gemeinde dieser Grösse keine selbstverständliche Notwendigkeit mehr. Zudem schätzt sich der Handharmonikaclub als nicht sehr bedeutend ein und führt deshalb den vergessenen Empfang nach dem letzten Eidgenössischen auf seine soziale Stellung innerhalb des dörflichen Vereinswesens zurück. Der Empfang wird aber auch durch die zunehmende Individualisierung innerhalb des Vereins gefährdet. Viele reisen nicht mehr mit Bahn oder Bus an ein Fest, sondern mit ihren Privatautos, was eine gemeinsame Rückkehr verhindert.

B.: «Vielleicht ist es grundsätzlich schwierig, die Vereine heute noch zu empfangen. Es kommen sowieso nur noch die halben Vereine gemeinsam nach Hause, und dann oft individuell, mit eigenen Fahrzeugen.»

Um so grösser ist dann die Freude und die Begeisterung, wenn es doch klappt.

H.: «Da kriegst du ja gerade noch einmal Hühnerhaut. Ich hatte richtig Hühnerhaut (allgemeine Zustimmung). Das war dermassen schön.»

G.: «Wahrscheinlich eben, weil wir nicht damit gerechnet haben.»

Die Handharmonikaspieler sind stolz, so stolz, dass sie nicht zugeben würden, dass – um dieses geradezu beispielhafte Symbolmissverständnis ein weiteres Mal zu erwähnen – der Goldkranz an ihrer Fahne kein besonders gutes Resultat signalisiert, sondern bloss die Teilnahme am Fest. Selten genug sind die Möglichkeiten für den Verein oder für die einzelnen Mitglieder, einmal im Mittelpunkt des Interesses zu stehen. Ein solcher Moment kommt nicht so schnell wieder, der muss genossen werden. Was ihn aber so besonders macht, welches die wesentlichen Elemente sind, können die Teilnehmer nur ungenau benennen.

H.: «Wahrscheinlich ist es aber im Ganzen weniger der Rahmen mit Fahne, Kelch und Uniform, als die vielen Leute, die extra kommen. Diese Aufmachung! Die langen Kleider der Ehrendamen, die Fahnen, die Farben, die Blumen! Das ist doch feierlich von A bis Z. Und die sind alle wegen uns gekommen! Unglaublich.»

Zuerst negiert die Sprecherin die Bedeutung des äusseren Rahmens, um dann doch wieder einzelne Elemente desselben als beeindruckend zu nennen. Zentral erscheint aber doch der Satz: «Und die sind alle wegen uns gekommen! Unglaublich.» Der Empfang im Dorf wird in der Erinnerung als Belohnung für die jahrelange Tätigkeit des Vereins im Dorf und für dieses gedeutet. Der Verein ersetzt die spontanen Kontakte und Beziehungen, die es in Gemeinden dieser Grösse nicht mehr gibt, integriert Neuzugezogene und bietet ganz praktische Lebens- und Orientierungshilfe. Einer der Teilnehmer der Gesprächsrunde hat seine Frau an einem Kränzli des Vereins kennengelernt, G. fasste durch den Verein Fuss im Dorf.

G.: «Wir haben lang in Z. gewohnt, kamen dann nach S., ... und das ist ja kein Dorf, hat keinen Dorfplatz. Da war ich schon sehr einsam. Ich bin eine, die gern mit Leuten zusammen ist und so. Dann habe ich in der Zürichsee-Zeitung ein Inserat gelesen. Wer eine Handorgel zu Hause habe, der solle die doch hervorholen und an einem Dienstag in die Probe kommen.

Ich habe von der Clubmitgliedschaft hier in S. auch wahnsinnig viel profitiert. Da kann man auch mal fragen: Du, kennst Du einen guten Zahnarzt, oder so. Man ist ja sonst total allein, in einem solchen Dorf. Da habe ich wunderbare Adressen bekommen.»

Die Gemeindebehörden und der Verkehrsverein kennen diese integrierende Funktion, der gerade auch bei rascher Bevölkerungszunahme und in Bewegung geratener Sozialstruktur besondere Bedeutung zukommt, und bedanken sich mit dem Empfang dafür.⁴¹ Die Vereine wissen, dass sie bei bestimmten Anlässen auf die Hilfe der anderen Vereine angewiesen sind, und legen deshalb Wert auf die gegenseitige Unterstützung.

Die Stadtberner Siegermannschaft des 28. Eidg. Hornusserfestes 1988 vermisst genau dieses Festelement schmerzlich: Als Stadtmannschaft wird man nicht empfangen, man fährt individuell mit den Autos nach Hause, trifft sich dann wieder im Clublokal und bleibt unter sich. Ganz anders die Hornusser der kleinen Gemeinde Epsach. Ihr Empfang zu Hause entwickelt sich am Sonntagabend zum gloriosen Einzug. Die Jodler stehen bereit, ein Gemeinderat spricht launige Worte zur Fahne und zu den beiden Mannschaften, und die Musikgesellschaft der Nachbargemeinde spielt zwischen den einzelnen Programmpunkten mehrmals auf. Die Fahne habe, so der Gemeinderat, das Dorf «draussen» ehrenvoll vertreten.

41 Zur Bedeutung der Vereine im Dorf vgl. Pflaum 1954.

4. Schluss

Feste sind in der Erinnerung meist «gute Feste». Der Verein hat als Gesamtheit einen spannungsreichen Tag erlebt, der als Frucht gemeinsamer Vorbereitungsarbeit bewertet wird. Die Bilder des Festes ermöglichen eine allgemeine vereinsbezogene Introspektion, das Fest wird zum Kondensationspunkt, um über sich, seinen Verein, die anderen Vereinsmitglieder, die Musik, die Gemeinde, etc. zu sprechen. Es kann daher auch kaum erstaunen, dass ein Kapitel zum Thema «Festerinnerung» sich zu einem allumfassenden Exkurs zum Vereinswesen, diesem «ungeheuren Thema» (Max Weber), auszuweiten droht.⁴² Zusammenfassend lassen sich die Erinnerungsformen des Vereins in drei Gruppen einteilen:

- Manche Elemente und Aspekte des Festbesuches werden überhöht. Dazu gehören insbesondere die Kameradschaft, die Geselligkeit, die Leistung und der Empfang zu Hause. Diese Bereiche werden bereits bei den ersten Fragen nach Festerinnerungen genannt und später ausführlich kommentiert. Sie bilden damit jene Schicht der Erinnerung, die man das «offizielle Vereinsgedächtnis» nennen könnte. In ihnen widerspiegelt sich das Selbstverständnis des Vereins, mit diesen Kategorien möchte er charakterisiert werden und sich nach innen und aussen darstellen.
- Manche Elemente werden verdrängt. Dazu gehören speziell die Spannungen innerhalb des Vereins. Diese Konflikte werden anfänglich nicht genannt, tauchen erst im Verlauf des Gesprächs und insbesondere beim Betrachten der Bilder wieder auf. Sie stellen einen wichtigen Faktor des Vereinslebens dar, werden aber nur ungern thematisiert, da sie dem Selbstverständnis des Vereins und seiner Mitglieder widersprechen. Die Gruppendiskussion brachte zum Ausdruck, dass das für die «offizielle» Festerinnerung nebensächliche Einspielen und die Vorbereitungsphase ohne das Bildmaterial kaum wieder hätten aktualisiert werden können. Doch gerade diese Bilder, die Verdrängtes, Vergessenes oder im Zusammenhang mit dem Fest als unwichtig Empfundenes

42 Zur Vereinsforschung generell: Bausinger 1959, Foltin 1984, Lehmann 1984, Sievert 1984. In der Schweiz ist das Vereinswesen relativ schlecht untersucht. Vgl. für das Waadtland die Artikel «Les Sociétés» und «Le Tir et les Abbayes» von Hugger 1984: 174-209.

wieder aktivieren, führen zu wesentlichen Aussagen über das Beziehungsnetz innerhalb eines Vereins, über die Art der Konflikte und der Konfliktregelung.

- Die Erinnerungen des HC S. an das Handharmonikafest machen weiter deutlich: Ihr Fest hat wenig mit dem Fest zu tun, wie es sich im Festführer (Programmheft), in den Aussagen der Organisatoren und im Spiegel der Medien darstellt. Die hauptsächlichen Erinnerungspunkte berühren kaum jene Festelemente, auf welche die Organisatoren besondere Sorgfalt legen und die gegen aussen ein Eidgenössisches repräsentieren: Feierliche Eröffnung des Festes, Übergabe der Zentralfahne, Empfang der Ehrengäste, Rede des Bundesrates, Umzug. Der Festbesuch des Vereins wirkt pragmatisch, der Zusammenhang mit den symbolträchtigen zeremoniellen Handlungen des «offiziellen Teils» ist kaum wahrnehmbar. Anders als etwa im 19. Jahrhundert, als z.B. jeder Schützenverein einzeln empfangen und begrüsst wurde, Reden und Gegenreden gehalten wurden, die Festgemeinde sich zum gemeinsamen Mittagessen in der Schützenhalle traf und sich dort die Reden anhörte, gibt es hier kaum noch Berührungspunkte. Der Verein wird weder empfangen noch begrüsst, weder verdankt noch gelobt. Einziger Moment in dem sich das Fest des Vereins und das «offizielle» Fest verbinden, ist die Rangverkündigung und die Übergabe der Kränze. Und an der Berichterstattung der Medien wird kritisiert, dass sie zu sehr die Politiker, die sich inszenieren würden, berücksichtige, nicht die eigentlichen Festteilnehmer, die Vereine.

Ein Grossteil dessen, was für eine allgemeine Öffentlichkeit, viele Besucher, die Politiker und Ehrengäste ein eidgenössisches Fest ausmacht, ist für den teilnehmenden Verein von recht geringer Bedeutung und wird nicht in die Erinnerung miteinbezogen. Befragt man die Vereinsmitglieder danach, gehören diese Elemente zwar fraglos zum Fest, aber weder nimmt man an ihnen teil, noch bleiben sie in der eigenen Erinnerung haften. Allerdings ist hier zu differenzieren zwischen relativ traditionslosen Vereinen wie den Handharmonikaclubs und älteren, der Tradition stärker verpflichteten. Bei letzteren wird dem «offiziellen» Teil ein höherer Stellenwert eingeräumt. Handharmonikavereine haben zudem viele jugendliche Mitglieder und sind besonders in Städten und Agglomerationssiedlungen zu Hause, was ebenfalls zu einem weniger ausgeprägten Traditionsbewusstsein führt als in Vereinen mit einer eher älteren und ländlicheren Mitgliederstruktur (z. B. Jodler, Hornusser). R. H., Dirigent und OK-Mitglied des letzten Handharmonikafestes:

«Was wollen Sie! Kommen sie den jungen Leuten mit solchen Reden! Die sagen: Das interessiert doch uns nicht. Die jungen Leute sind doch heute viel internationaler. ... Auch die Fahne hat bei uns nicht so einen Stellenwert. Gut, in der Schweiz haben die meisten Vereine eine Fahne, aber nicht alle haben eine. Im Ausland haben sie praktisch nirgends eine. Und es ist schon so: Wenn es einem Verein schlecht geht: Wegen einer Fahne bekommt er keinen einzigen neuen Spieler.»⁴³

Dennoch können ähnliche Beobachtungen auch bei anderen Verbänden gemacht werden.⁴⁴ Die erinnerungswürdigen Elemente drehen sich alle um den Verein selbst. Der Festbesuch ist keine Öffnung nach aussen, weder nimmt man die anderen Vereine speziell zur Kenntnis, noch kommt es zu Kontakten mit ihnen. Die abschliessende Bemerkung der Fotografin zu ihren Bildern gibt diese Trennung zwischen «offiziellen» und für den Verein wichtigen Teilen schön wieder:

«Mir scheint, dass man meine Bilder als eine abgerundete Dokumentation bezeichnen kann. Das ist natürlich abhängig von den eigenen Wertmassstäben. Gut, ich habe die offiziellen Teile vielleicht etwas vernachlässigt, aber ich habe mir das nicht überlegt, ich bin dabei gewesen und habe das fotografiert, was mich interessiert hat.»

Harmonie innerhalb des Vereins und Anerkennung im Dorf sind die beiden grossen Themen für den Handharmonikaclub. Das eidgenössische Fest dient weniger der Bestätigung einer nationalen als einer vereinsinternen oder allenfalls einer lokalen Identität. Auf den ersten Blick erscheint dieses Resultat als Beweis für die von politischen Kommentatoren so häufig festgestellte Tendenz zum Kleinräumigen – negativ ausgedrückt: zum egoistischen Regionalismus und Lokalismus und zur entsolidarisierten Gesellschaft. Hier scheint sich der Rückzug von der politischen Öffentlichkeit ins Private und Vertraute, die Abwendung von Staat und von Gesellschaft als den für alle verbindenden und verbindlichen Instanzen konkret beobachten zu lassen. Anders als im 19. Jahrhundert fehlt den Festbesucherinnen und -besuchern offensichtlich das Verständnis für die Notwendigkeit des Engagements für gemeinsame Ziele. Allerdings ist eine solche Interpretation mit Vorsicht zu geniessen. Wir besitzen praktisch keine direkten Zeugnisse zur Einstellung früherer Generationen von Festteilnehmern. Was überliefert ist, sind in erster Linie Belege von derjeni-

43 Interview mit R.H., Zürich, 7.7.1988.

44 Vgl. dazu Kap. VIII, Abschnitt 3.2.2: Festakt und -reden.

gen Schicht, die den Festen eine staatspolitische Bedeutung zuwies, von den Politikern, Festrednern und Organisatoren. Und diese Gruppen betonen diese Bedeutung auch heute noch. Für die Masse der Festteilnehmer sind sie aber nicht repräsentativ. Gespräche mit Aktiven auch anderer, wesentlich traditionsbewussterer Verbände führen eher zu einer anderen Hypothese: Die nationale Identität besteht aus nichts anderem als aus der Summe der lokalen oder regionalen Identitäten, die sich zwar kaum um das, was ausserhalb dieses lokalen oder regionalen Bezugsrahmens liegt, kümmern, trotzdem aber davon überzeugt sind, an etwas «typisch Schweizerischem» teilzuhaben.

5. Exkurs: Strategien populärer Bildinterpretation

Bevor wir der Gesprächsrunde die Bilder vorlegten, wollten wir von den Teilnehmerinnen und Teilnehmern wissen, wie sich der Festbesuch im Bild widerspiegeln müsse, um dem Erleben des Vereins gerecht zu werden.

B.: «Vier Zeitmomente wären die wichtigsten. Vor, während und nach dem Wettkampf, und dann während der Preisverleihung. Und zwar hauptsächlich in Portraitform. Ausser vielleicht die Gesamtaufnahme während des Auftritts. Diese sollte am ehesten von hinten sein, so, dass man also der Dirigentin ins Gesicht sieht, dass man den Club sieht, den Club in Aktion.»...

G.: «Und dann natürlich der Empfang zu Hause. Mit all den Fahnen. Abgekämpft und müde mit all den Orgeln. Das wäre dann auch ein Bild, das in die Zeitung kommt.»

Im Verlaufe des Abends gab es eine ganze Reihe von Kommentaren zu der Art der Bilder. Es bot sich daher die Möglichkeit, die Bilder nicht nur als Stimuli zu Aussagen über das Fest zu benutzen, sondern zugleich als Anhaltspunkte für die Frage nach der spezifischen Art, auf welche Weise solche Erinnerungsfotos betrachtet und interpretiert werden.

Die ersten und insgesamt häufigsten Kommentare zu einem Bild sind Äusserungen, man habe auf dem Foto etwas Bekanntes, Vertrautes – eine Person, eine Stimmung, eine Umgebung – entdeckt. Fotos, die für den pri-

vaten Gebrauch gemacht werden, haben der Erinnerung zu dienen; sie sollen «die Schleuse der Erinnerung öffnen».⁴⁵ Auch ihre Rezeption ist deshalb zuerst einmal auf das Wiedererkennen angelegt. Häufig wird von einer «typischen» Aufnahme gesprochen. Ein typischer Gesichtsausdruck, eine typische Körperhaltung, eine typische Handlung oder eben ein typisches Gesamtbild. Dieses Typische wird erfreut zur Kenntnis genommen und liefert die ersten Stützpunkte der Orientierung:

H: «Diese (Aufnahme) ist auch ganz gewaltig, die gibt die Situation ganz genau wieder. (...) das ist ganz höllisch gut».

Z.: «So gut, so gut! Diese Bilder sind wirklich super! Das ist so typisch für die Dirigentin. Mit der Zigarette und dem Dirigentenstöckli. Schon ein bisschen nervös.»...

G.: «Herzig, schaut wie die Dirigentin gelöst ist, das ist typisch für sie.»

Nach den ersten spontanen Äusserungen versucht man, das Bekannte genauer zu benennen. Dabei unterscheidet man die eigene Person, andere vertraute Personen, die Umgebung und die allgemeine «Stimmung» des Bildes.

Zuerst sucht man stets nach sich selber und ist erfreut, sich zu sehen. Doch diese Freude macht sofort einer besonders kritischen Bewertung der eigenen Person Platz. Der Kommentar wird mit einer Wortwahl verbunden, die man sich bei anderen Personen nie erlauben würde. Fast immer ist die Einschätzung negativ, mit z.T. derben Übertreibungen beurteilt man sich als unvorteilhaft.

(Gelächter) H.: Ich finde es immer wieder lustig, wie blöd man selbst auf den Fotos aussieht. Da gibt es immer wieder etwas zum Lachen.»

Betrachtet man dann die weiteren Personen, will man zuerst einmal wissen, um wen es sich handelt. Bei einem Bild vom Empfang im Dorf wird umfassend geklärt, wer in welcher Funktion anwesend ist. Die Fotografin selbst wünscht sich, dass die Fotos im Clubalbum mit Kommentaren und vor allem mit den Namen der Abgebildeten versehen werden. Später sei man froh, wenn man die Namen noch kenne. Sie weist auch ihre Kinder

45 Riebesahl 1976: 20. Vgl. zur Amateurfotografie: Volksfoto (Zeitung für Fotografie Nr. 1-6), hg. von Dieter Hacker und Andreas Seltzer, Frankfurt a. M. 1981; zur Bedeutung der Alltagsfotografie: die Zeitschrift Fotogeschichte, Beiträge zur Geschichte und Ästhetik der Fotografie; aus volkskundlicher Sicht: Hugger 1990: 17-44.

an, bei ihren Klassenaufnahmen sofort die Namen hinzuschreiben. Dieses Erkennen dient offensichtlich der Verortung. Man will wissen, mit wem man zusammen war, um sich über das eigene soziale Netz Rechenschaft geben zu können.

Gesichtsausdrücke, Mienen werden besonders kritisch wahrgenommen und auführlich kommentiert. Sie sind der wichtigste Index für Stimmungen, über deren Ursache man dann spekuliert. «Die haben aber eine rechte Trauermiene.» oder «Richtig gierig schaut du da drein». Vor dem Betrachten der Fotos wünschten sich die Gesprächsteilnehmer Aufnahmen «hauptsächlich in Portraitform», «einzelni Grinde». Sie wollen «raten, was der wohl gedacht hat.»

Von den Bildern schliessen die Betrachterinnen und Betrachter direkt auf die Persönlichkeit der abgebildeten Personen. Sie bestätigen sowohl, dass die Dirigentin typischerweise sehr nervös ist, als auch, dass sie normalerweise sehr gelöst ist. Deshalb setzt an diesem Punkt regelmässig eine interaktive Phase ein, in der über die abgebildete Person diskutiert wird.

Das Aussergewöhnliche der erlebten Situation muss sich auch in den Bildern bestätigen lassen. Sie werden dementsprechend gelesen und ausgedeutet. Dabei kann es, wie oben dargestellt, zu Überinterpretationen statt, wenn die Bilder aufgrund des starren Interpretationsrasters dem falschen Zeitpunkt zugeordnet werden. Bilder bieten also nicht nur die Möglichkeit, Erinnerungen wachzurufen. Sie können umgekehrt auch zur Folie werden, auf der sich ein vorgefasster Erinnerungsraster bestätigt. Sie müssen zeigen, was die Teilnehmerinnen und Teilnehmer spürten, «Zusammenhalt», «Erlösung», «Chaos» zum Beispiel, also bereits auf einer Metaebene lesbar sein, und zwar auf genau die gleiche Art lesbar, wie die Aktiven das Fest selbst erlebt hatten:

B.: «Was auf keinen Fall fehlen darf, ist auch ein Bild, das den Zusammenhalt des Vereines zeigt, das Zusammensitzen in der Beiz. Also nicht nur das Musikalische.»

Z.: «Nach dem Auftritt dann vielleicht die Erlösung, die Freude auf das Mittagessen, dann hat man ja plötzlich Hunger.»

Auch die Fotografin ist sich im klaren, was das zentrale Element ist: «Bei diesem Anlass ging es ja in erster Linie darum, das gesellige Moment einzufangen. Das war so ein zentraler Aspekt.»

Während man in den Gesichtern sofort die Stimmung wiedererkennt, wirkt die Umgebung, der nichtpersonale Hintergrund, häufig fremd oder verfremdet. Erst jetzt sieht man Dinge, die man während des Festes nicht

wahrgenommen hat. So fällt der Runde «erst jetzt auf den Fotos so richtig auf», wie nüchtern der Wettkampfraum gewesen sei. Auch ein Spruch an der Wandtafel des Übungsraumes wird erst jetzt «gesehen»:

B.: ««Hey you. You're crazy!!! Pratteln Junioren!» Seht Ihr das hier auf der Wandtafel. Das ist sehr gut, das gefällt mir, dieser Spruch. Das passt in diese Stimmung hinein. Das lockert es ein wenig auf. Es wundert mich doppelt. Einerseits, dass das jemand geschrieben hat und dann aber auch, weil die Fotografin das bemerkt und eingefangen hat.»

Obwohl der Spruch erst jetzt entdeckt wird, «passt er in die Stimmung» im Moment der Aufnahme hinein. Und nach kurzer Zeit wird man nicht mehr wissen, ob man den Spruch tatsächlich selbst gesehen hat, oder ob man ihn nur von den Fotos her kennt. Denn die Fotografien können nicht nur Erinnerungen anregen, sie prägen diese auch.

In den Köpfen der Gesprächsteilnehmerinnen und -teilnehmer existiert eine genaue Vorstellung darüber, wie Bilder von einem solchen Anlass sein müssen. Dabei sind zwei Formen zu unterscheiden, die sich als a) «gestellte» und b) «ungestellte» Bilder umschreiben lassen:

a) «gestellte Bilder»

Bei zwei Bildern dieses Typus handelt es sich um klassische Vereinsportraits: Der Verein stellt sich vor einen mehr oder weniger aussagekräftigen Hintergrund und abwechslungsweise tritt jemand aus den Reihen heraus, um mittels seines eigenen Fotoapparates das «offizielle Festbild» festzuhalten.⁴⁶

Zu den Portrait-Bildern:

«D. gehört nicht nach vorne, die Junioren sollten vorne sein. Dann fehlt die Vereinsfahne, die gehört eigentlich dahin. Und natürlich die Instrumente. Die haben wir auf anderen Aufnahmen jeweils vor uns auf den Boden gestellt, dann hat man auch die Füße nicht so gesehen. Dafür aber auch die schönen Bügelfalten nicht. Aber da muss halt immer alles so schnell gehen, bei solchen Aufnahmen.»

Das Vereinsportrait am Fest findet seine Parallelen im Klassenfoto, im Erinnerungsbild an die Zugseinteilung in der Rekrutenschule, im Fami-

46 An vielen Eidgenössischen stehen den Vereinen professionelle Fotografen zur Verfügung, die ein offizielles Erinnerungsbild anfertigen und dann gegen Bezahlung abgeben.

lienbild anlässlich des Weissen Sonntags oder der Konfirmation, in der Handwerkergruppe während des Aufrichtefestes für ein neues Haus etc. Häufig sind es Momente des Überganges von einer Situation in eine neue, die festgehalten werden. Eine wichtige Etappe oder ein Ziel ist erreicht worden. Da aber eine Stimmung nicht als solche auf den unbeteiligten Zuschauer übertragen werden kann, muss die Bildkomposition einiges davon vermitteln helfen. Just diese Art von Bildern findet später gerahmt Eingang in das Stammlokal des Vereins, in den Heilandswinkel des Wohnzimmers, ins Verbandsarchiv. Die Fotografie hat für die Familie oder den Verein eine stark integrierende Funktion. «Das Photographieren hat rituellen Charakter, d.h. das Knipsen des Bildes sanktioniert das Gruppen- und Gemeinschaftserlebnis. Die Photographie erhöht das Moment des Feierlichen, erhebt den Anlass in den Rang des Denkwürdigen und Einmaligen.»⁴⁷ Die Komposition dieser Bilder ist nicht dem Zufall überlassen. Sie setzt sich bewusst ab vom Schnappschuss, dem Zufallsbild also. Der sakralen Bedeutung solcher Bildkompositionen entsprechend, wird diese Situation gerade bei Schul- oder Familienaufnahmen auch für Aktionen (Eselsohren, symbolische Fingerzeichen, Grimassen) genutzt, die auf die bestehenden Hierarchiestufen hinweisen, sie überhöhen und damit erneut zementieren. Ebenso muss die Anordnung verstanden werden. Im Jubiläumsband <100 Jahre Schweizerischer Arbeiter-Sängerverband 1988> findet sich (S. 74) das Gruppenbild des momentanen Zentralvorstandes. Die sechs Mitglieder wurden derart arrangiert, dass der ehemalige Zentralpräsident (und Buchautor) in der hinteren Reihe im Zentrum steht, umrahmt von zwei Frauen, die wiederum von zwei Vorstandsmitgliedern flankiert werden. Als einziger sitzt vor dieser Reihe der aktuelle Zentralpräsident. Dieses Bild weist zudem auf den Gestaltungswunsch hin, der sich häufig in einer klaren Bildharmonie äussert. Das betrifft die Position der Fahne, der Füllhörner, der bekränzten Turner, der Instrumente, etc. Das Bild soll jene Harmonie in der Gemeinschaft vermitteln, die als Ziel des Vereinslebens und des Festbesuches angesehen wird. Der Wert einer Fotografie bemisst sich in erster Linie an der Klarheit und Relevanz der Information, die sie als Symbol oder als Allegorie übermittelt.

Auch wenn es es keine festen Regeln gibt, weiss doch jedes Vereinsmitglied, welche Elemente z.B. eine gelungene Gruppenfotografie ausmachen. Verstösse gegen die fiktive oder subjektive Norm von Dokumen-

47 Hugger 1990: 23.

tationsaufnahmen werden registriert. Zentral ist zuerst einmal die Vollständigkeit. Fehlende Elemente werden sofort entdeckt. Danach wird die Ordnung des Bildes überprüft, jede «Unordentlichkeit» gerügt. Wer gehört wohin? Sieht man alle? etc. Die Liste der Fehler ist recht lang: einzelne Personen stehen am falschen Ort, es fehlen die Fahne und die Instrumente. Woher stammen diese Regeln? Offenbar tradiert sich das Wissen um sie in ähnlicher Weise wie das Wissen um den richtigen Ablauf einer Begrüssungszeremonie, ist aber sicher auch geprägt von jenen ästhetischen Normen, die durch die professionelle, künstlerische und journalistische Bilderflut vermittelt werden. Die Ästhetik wird aber nicht bloss durch technische Ansprüche bestimmt, sondern auch durch soziale Normen. Das Bild muss dem Selbstverständnis des Abgebildeten, resp. des Betrachters, entsprechen. «In ihrer traditionellen Gestalt setzt diese Ästhetik rigoros die ästhetische und soziale Norm in eins.»⁴⁸ Im Gespräch mit der Fotografin zeigte sich, dass sie diese Regeln genau kennt und versucht, sie einzuhalten:

«Ich habe vor allem versucht, jeden auf das Bild zu bringen und nicht nur die Lustigsten. Einfach alle. Aber es müssen schon alle Personen erfasst werden. Nicht, dass jemand zu kurz kommt. Ich versuche darum jeden draufzubringen. Sonst sind sie enttäuscht.»

Hinter diesen Normen der Vollständigkeit und der Ordentlichkeit verbirgt sich offensichtlich das Idealbild des Vereins. Hinter der korrekten, starren Haltung steht die Absicht, sich selbst zu achten und von anderen Achtung zu verlangen. Wenn auf Gruppenbildern alle in die gleiche Richtung, d. h. ins Objektiv, schauen, so bezeugt die Konvergenz der Blicke den Zusammenhalt der Gruppe.

Bourdieu beschreibt den Unterschied zwischen einer traditionelleren Vorstellung, die er vor allem im ländlichen Raum verortet, und einer eher städtisch orientierten Vorliebe für das «Natürliche». Während bei ersteren das Element des Posierens sofort offensichtlich ist, wirkt die zweite Form auf den ersten Blicke «ungestellt». In Wirklichkeit ist jedoch auch sie insze-

48 Bourdieu 1981: 91. Wer selbst je einmal solche Fotos gemacht und sie dann den Fotografierten vorgelegt hat, weiss, wie klar und eindeutig die Gesetze sind. Die Fotografin: «Und hier habe ich tatsächlich die Füsse abgeschnitten. Ein wenig mehr hinauf und es hätte Brustbilder gegeben.» «Abgeschnittene Füsse» werden mit Nichtbestellen des entsprechenden Bildes geahndet, mag es auch sonst noch so gelungen sein.

niert und entspricht einem kulturellen Ideal, das man erst herstellen muss, bevor es festgehalten werden kann. Der Schnappschuss ist laut Bourdieu «die Verwirklichung der Ästhetik des Natürlichen».⁴⁹

b) «ungestellte Bilder»

Die Fotodokumentation des Vereins enthält beide Formen, wobei das Posieren nur noch für ganz bestimmte Bereiche verwendet wird, insbesondere für das Gruppenbild. Insgesamt aber, und das ist ein deutlicher Unterschied zu älteren Vereins- und Festfotografien, werden «ungestellte» Bilder deutlich bevorzugt. Denn «Ungestellte» vermitteln viel eher das, was man sucht: die Atmosphäre, die Stimmung.

Die Fotografin zu zwei Familienfotos, von denen eine «gestellt», die andere «ungestellt» ist:

«Mir ist die Ungestellte viel lieber. Die Gestellte ist wieder so starr, aber auch lustig. Vielleicht hat ja der Vater noch gesagt: «Stellt Euch anständig hin.» Solche Dinge sieht man einfach. Man kann die gestellten Aufnahmen nicht a priori verurteilen. Die haben auch ihren Reiz.»

H.: «Das isch de Plausch, ein lustiges Bild. Das ist meine Orgel da. Alle Instrumente stehen so da und warten darauf, gebraucht zu werden. Das ist wirklich ein gutes Stimmungsbild.»

B.: «Hoffentlich ist der Papierkorb daneben nicht symbolisch gemeint. Das ist so ein wenig... Schön in den Farben, aber, ... hoffentlich nicht symbolisch, sonst ist es peinlich. (Gelächter). Ob die Fotografin den Papierkorb wohl extra geholt und hingestellt hat? Die Noten so achlos am Boden, alles einfach hingestellt, verlassen. Sieht aus, wie eine Flucht zurück, ein Rückzug.»

Z.: «Allerdings ist es auch ein typisches Festbild, solche habe ich auch schon gesehen, die könnte in einer Zeitung drin sein. Ein sehr gutes Bild.»

Das Bild mit Handharmonika und Papierkorb gab viel zu reden, und viel wurde hineininterpretiert. Stehen die Instrumente nun da und warten darauf, gebraucht zu werden, oder sind sie verlassen wie nach einer Flucht? Die Vergleiche bieten sich an. Zuerst aber erkennt man, wie immer, das Vertraute, in diesem Fall die eigene Handorgel. «Ein gutes Stimmungsbild», in dem jeder seine Stimmung wiedererkennt; auch wenn es eine andere ist als die des Kollegen. Warum ist es aber ein gutes Stimmungsbild? Weil man solche auch schon gesehen hat, weil es in einer Zeitung drin sein

49 Bourdieu 1981: 92.

könnte? Offenbar kennt man diese Art Bilder vor allem durch die Vermittlung der Medien, der professionellen Fotografen also: Das Kleine, das Detail als Spiegelbild des Grossen. Obwohl nichts auf diesem Bild auf ein eidgenössisches Fest hindeutet, wird es trotzdem als ein «typisches» Festbild bezeichnet. (In der Tat ist z.B. im Festbericht des Tages-Anzeigers vom 13.6.88 ein Bild mit mehreren deponierten Handorgeln zu sehen). Bei diesen Bildern gelten andere Regeln als bei der Dokumentationsfotografie, hier kommt es nicht mehr auf Vollständigkeit und Ordentlichkeit an, sondern auf den symbolischen Gehalt. Damit sind wir jedoch wieder beim ersten Punkt: Dem Typischen, wenn jetzt auch auf einer anderen Ebene, der des Details. Und auf dieser Ebene, auch das erkennen die Vereinsmitglieder, wird das Typische erreicht durch die Komposition des Bildes. Dieses Bild ist komponiert, d.h. die Fotografin hat sich sehr viel überlegt beim Drücken des Auslösers. Vielleicht, so wird spekuliert, sogar nachgeholfen, und den Abfallkorb ins Bild gerückt (hat sie nicht, sagt sie). Denn auch das weiss man: solche Bilder müssen nicht unbedingt echte Stimmungsbilder sein, solche Bilder können gestellt werden. Die Medien machen täglich vor, wie das geht.

Deutet diese Art der Bildbetrachtung darauf hin, dass die Festbilder altbekannter Art, die Gruppenbilder, die «gestellten Aufnahmen», als internalisierte Festbilder gelten können, mit denen ein Festfotograf rechnen darf, auf die er seine «Impressionen» aufbauen kann? Bei genauerer Betrachtung des zum Eidgenössischen Harmonika- und Akkordeon-Musikfest entstandenen Fernsehfilmes (von Guido Steiger, Redaktionsleiter Folklore, Fernsehen DRS) scheint sich diese Annahme zu bestätigen. Zwar bleibt der Kommentar des Autors konventionell. Die Kamera fängt aber im Gegensatz dazu viele Detailbilder ein, die, so die Hypothese, davon ausgehen, dass dem Zuschauer bekannt ist, welches der offizielle Rahmen ist: Alt-Bundesrat Schlumpf putzt sich die Brille, ein Zuschauer putzt sich seine Hose, nachdem ein Hund hochgesprungen ist, Nahaufnahme eines Instrumentes mit daranhängendem Maskottchen, gähnendes Kind, etc. Die Bilder vom posierenden Verein sind gar nicht mehr nötig, man kennt sie zur Genüge, sie sind bereits im Kopf gespeichert und werden durch die nun hinzukommenden Bilder hervorgeholt.⁵⁰

50 Aufschlussreich ist zu diesem Punkt auch ein Ausschnitt aus unserem Gespräch mit der Fotografin: «Welche Sujets tauchen auf Ihren Reisefotos auf? Gehören Wahrzei-

Häufig war zu beobachten, dass das Bild selbst kaum kommentiert wird, sondern bloss als Stimulus wirkt, der eine Flut von Assoziationen und Erinnerungen auslöst. Anders als etwa bei der professionellen Fotografie wird das Bild nicht nur nach seinem ästhetischen Gehalt oder seiner Aussagekraft betrachtet, sondern auch nach einer expressiv-affektiven Bedeutung, die es für den Betrachter hat. Die verschiedenen Ebenen werden jedoch nicht getrennt und quasi analytisch nebeneinander gestellt, sondern fliessen gemeinsam in die Bewertung der Bilder ein. Die Bedeutung des Fotos «folgt nämlich nicht aus dem, was es an und für sich selbst ist, sondern aus dem, was es für diesen oder jenen ist.»⁵¹ Fotos haben dadurch eine wichtige Funktion als Medium sowohl der persönlichen als auch der sozialen Identitätssicherung.

chen wie der Eiffelturm in Paris auch dazu?» «Auch, ja. Aber natürlich nicht nur. Mir ist ein typischer Grieche, der sich zum Rasieren einschäumt, lieber als die Akropolis. Aber ich habe die Akropolis auch fotografiert, mit meiner Tochter davor, die aus einer Flasche trinkt, aber den Griechen natürlich auch.» Die Akropolis allein genügt den Ansprüchen nicht mehr, sie dient höchstens als Kulisse für die Bestätigung, dass man dort war. Wichtiger ist die Ebene der originellen Details und der Impressionen.

51 Bourdieu 1981: 99.